Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus généraux

Autor(en): **Rathmann-Lutz, Anja / Jucker, Michael / Hug, Tobias B.**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **18 (2011)**

Heft 3: **Rat holen, Rat geben = Consulter, guider et orienter**

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Allgemeine Buchbesprechungen
Comptes rendus généraux

Jakob Kuratli Hüeblin
Archiv und Fälscherwerkstatt
Das Kloster Pfäfers
und sein Umgang mit Schriftgut,
10. bis 18. Jahrhundert
Urs Graf Verlag, Dietikon 2010, 216 S., 10 Abb., Fr. 48.–

In seiner Zürcher Dissertation (2008) untersucht Kuratli Hüeblin das Verhältnis von Urkundenüberlieferung, -archivierung und -fälschung zu Rechtsbehauptung beziehungsweise -wahrung im Kloster Pfäfers (SG) über den Zeitraum von acht Jahrhunderten. Der Ausgangs- und gleichzeitig Dreh- und Angelpunkt ist dabei der Versuch des Klosters, sich im Lauf des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts durch Fälschungen eine neue, den aktuellen Bedürfnissen und dem absolutistischen Selbstverständnis angepasste Rechtstradition zu schaffen. Die Re-Organisation und Neuerfindung der klösterlichen Überlieferung mündete 1728/29 in den Versuch, sich die bis dato nur unklar umrissenen Rechtstitel durch die Schirmherren des Klosters, die acht eidgenössischen Orte, bestätigen und Grenzen eindeutig beschreiben zu lassen. Nachdem zunächst alle Orte die vorgelegten Dokumente bestätigt hatten, zog Zürich seine Stimme zurück und stiess einen Prüfprozess an, der zum sogenannten Marchen- und Jurisdiktionsstreit führte, der 1742 ohne Ergebnis beigelegt wurde.

Der mit der Prüfung der Dokumente beauftragte Johannes Scheuchzer begründete seine Argumentation erstmals nicht historisch-narrativ im Vergleich mit den eidgenössischen Abschieden, sondern unterzog jedes Dokument einer Echtheitsprüfung entlang der von Jean Mabillon entwickelten Kriterien. Indem die Arbeit auch diesen Aspekt (und Scheuchzers Scheitern in der politischen Auseinandersetzung) in die Überlegungen mit einbezieht, leistet sie neben ihrem Hauptinteresse an Fragen der *pragmatischen Schriftlichkeit* und ihrem Beitrag zur Geschichte des Klosters Pfäfers, auch einen Beitrag zur Geschichte der Diplomatik und der (geschichts)wissenschaftlichen Methode. Die Untersuchung will zwei Forschungslücken schliessen, die seit dem Marchen- und Jurisdiktionsstreit bestehen: Die Forschung hat sich erstens nicht mehr mit der Echtheit derjenigen Dokumente beschäftigt, die Anfang des 18. Jahrhunderts als Fälschungen identifiziert wurden, und zweitens den daraus resultierenden Streit zwischen dem Kloster und Zürich ebenfalls unbeachtet gelassen.

In der Einleitung stellt der Autor kurze Überlegungen zum Verhältnis von Schriftlichkeit und Erinnerung vor, die in den einzelnen Kapiteln wieder aufgenommen – jedoch leider nicht vertieft – werden. Die eigentliche Untersuchung ist in fünf unterschiedlich lange Kapitel gegliedert, die aus den erwähnten Fragen und Forschungsdesiderata resultieren: Im ersten Teil wird die Auseinandersetzung um die Echtheit der den acht Orten 1728/29 vorgelegten Dokumente ereignisgeschichtlich dargestellt, gefolgt von Erläuterungen zur Geschichte der Diplomatik und den Möglichkeiten eines neuen Zugangs zu der als problematisch empfundenen Pfäferser Überlieferung (Kapitel 2 und 3). Im ersten längeren Teil (Kapitel 4) werden dann sechs Pfäferser Rechtssammlungen des 10.–17. Jahrhunderts entlang der Trias *making – keeping – (re-)using* vorgestellt. Dabei steht die Frage im Mittelpunkt, was dem Kloster Anfang des 18. Jahrhunderts

an – echter und gefälschter – Überlieferung zur Verfügung stand und in welcher Weise die Dokumente durch Erzählung und Umordnung mit aktualisiertem Sinn aufgeladen wurden.

Kernstück der Arbeit ist die Analyse der einzelnen 1728/29 vorgelegten Dokumente und die Einordnung der Originale wie der Fälschungen in ihren Entstehungs-, Gebrauchs- und Überlieferungskontext (Kapitel 5). Der Autor unterscheidet zwischen «traditionellen» und «neuen» Dokumenten. Letztere durchweg Fälschungen des 17. Jahrhunderts. Über die «Biografie» einzelner Stücke aus dem Bereich der «traditionellen» Dokumente, also solchen, die seit dem Mittelalter in Pfäfers nachweisbar sind, gelingt es ihm, die – politische – Geschichte des Klosters im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit neu zu perspektivieren. Ihre Verwendung im Konvolut von 1728/29 diente weniger der Sicherung konkreter Rechtstitel als vielmehr der Bestätigung der traditionsreichen und langen Geschichte von Pfäfers, wie sie in der Klostergeschichte des Augustin Stöcklin von 1628 angelegt war. Die «neuen» Dokumente hingegen hatten neben der historisch-legitimierenden noch zwei weitere wichtige Funktionen: Zum einen legitimierten sie den für die klösterlichen Rechtsansprüche zentralen *Liber Aureus* und die darin enthaltenen, aber immer wieder infrage gestellten Rechtsansprüche durch flankierende Urkunden, zum anderen versuchten die Verfasser, das absolutistische Herrschaftsverständnis der Äbte zu legitimieren und die Herrschaftsrechte des Klosters über den bisher anerkannten Rahmen hinaus zu erweitern. Gerade auf Letztere (die von Scheuchzer *Haupt-Palladia* genannten) stützte sich die Bestätigung der acht Orte. Im letzten Teil (Kapitel 6) wird der Bogen zurück zum Marchen- und Jurisdiktionsstreit geschlagen und erörtert, warum die Ergebnisse Scheuchzers, der viele der Fälschungen aufgedeckt hatte, in den politischen Diskussionen unberücksichtigt blieben.

Abschliessend stellt Kuratli Hüeblin fest, dass die Anpassung der schriftlichen Tradition an veränderte Rahmenbedingungen im Untersuchungszeitraum immer wieder nötig war und die daraus resultierenden Produktions-, Sammlungs-, Kopier-, Selektions- und Fälschungsprozesse jeweils gesondert untersucht werden müssen, um ein Verständnis für die vorgefundene Struktur der Pfäferser Überlieferung zu entwickeln. Der grosse Brand im Kloster (1665), der für die Erklärung der Brüche in der Überlieferung immer wieder herangezogen wurde, ist jedenfalls eindeutig nicht für diese Struktur verantwortlich zu machen (die Flammen erreichten das Archiv gar nicht). Zentral für das Verständnis des klösterlichen Selbstverständnisses sind die Fälschungen des 17. Jahrhunderts, die sowohl historisch legitimierenden als auch rechtlich-pragmatischen Zielen dienten und nach ihrer Erstanlage häufig in unterschiedlichen Konfliktsituationen eingesetzt und weitertradiert wurden.

Die Arbeit löst ihre drei Ziele ein, Beitrag zur Geschichte des Klosters Pfäfers sowie der wissenschaftlichen Diplomatik zu sein und die Fragen und Ziele der *pragmatischen Schriftlichkeit* an einem «besonders schöne[n] Beispiel» (187) zu erproben, wobei das Gewicht auf der Verbindung von Schriftlichkeitsforschung und Klostergeschichte liegt. Der Band ist ansprechend gestaltet und sorgfältig lektoriert (kleinere Tipp-Fehler – der Aargau wurde 1415, nicht 1515 von den Eidgenossen erobert [26] – fallen nicht ins Gewicht). Dass es dem Autor überdies gelingt, seine Analysen und Ergebnisse auf – für heutige Verhältnisse – «nur» gut 180 Seiten anschaulich zu machen, ist nicht die geringste Leistung der Arbeit.

Anja Rathmann-Lutz (Basel)

Regula Schmid
Geschichte im Dienst der Stadt
Amtliche Historie und Politik im Spätmittelalter
Chronos, Zürich 2009, 358 S., 13 Abb., Fr. 68.–

Maya Vonarburg Züllig
Melchior Russ: Cronika
Eine Luzerner Chronik aus der Zeit um 1482
Chronos, Zürich 2009, 232 S., 10 Abb., Fr. 58.–

Andre Gutmann
Die Schwabenkriegschronik des Kaspar Frey und ihre Stellung in der eidgenössischen Historiographie des 16. Jahrhunderts
Kohlhammer, Stuttgart 2010, 1002 S., € 88,–

Chroniken und deren spezifische spätmittelalterliche Formen scheinen in der Mittelalterforschung momentan im Schwang zu sein. In letzter Zeit sind gerade drei eindrückliche Arbeiten zu spätmittelalterlichen eidgenössischen Chroniken erschienen: eine Habilitation von Regula Schmid, eine Dissertation von Maya Vonarburg Züllig, beide in Zürich angenommen, und eine weitere Dissertation von Andre Gutmann, der damit im grenznahen Freiburg im Breisgau promoviert wurde. Regula Schmid beschäftigt sich grundlegend mit den spätmittelalterlichen städtischen Chroniken und mit öffentlichen Inschriften an Gebäuden, welche amtlichen Charakter hatten, also von Ratsherren gewünscht, initiiert oder zumindest im engeren Umfeld der städtischen Führungsschichten entstanden sind. Ihr Untersuchungsraum sind die eidgenössischen Städte Freiburg, Bern, Luzern, Zürich und Basel. Zeitlich bewegt sie sich zwischen 1350 und 1550. Vonarburg Züllig edierte und kommentierte die bislang unterschätzte *Cronika* des Melchior Russ aus Luzern. Gutmanns Arbeit konzentriert sich auf die Untersuchung und Edition der Kriegschronik des bislang praktisch unbekannten Kaspar Frey zum Schwabenkrieg von 1499 (um 1500 geschrieben).

Die Dissertationen und Editionen von Vonarburg Züllig und Gutmann bestechen durch grundlegende Quellenrecherchen, sorgfältige editorische Vorgehensweisen und liefern der Forschung vielfältige und neue Erkenntnisse bezüglich der Arbeitsweise und Selektion der Quellen ihrer Autoren.

Freys Schwabenkriegschronik war lange unbeachtet, die Arbeit Gutmanns ist – abgesehen von einer etwas übertriebenen Ankündigungsrhetorik in der Einleitung – sehr verdienstvoll, bringt sie doch nicht nur eine schön gestaltete Edition mit sich, sondern durch ausführliche Einführungen und Kommentare auch neue Vergleichsmöglichkeiten mit anderen zeitgleichen und späteren Chroniken aus dem eidgenössischen Raum. Die Arbeit besticht durch eine kritische Edition, einen genauen Kommentar und eine prosopografische Untersuchung sowie einer erstmaligen Ein- und Zuordnung des Autors der Schwabenkriegschronik, der bislang als anonym galt. Frey war Stadtschreiber in Baden, 1498 ebenda Schultheiss sowie Hauptmann im Schwabenkrieg (243 f., 257–268) und später im Dienst der Abtei St. Gallen, nachher Stadtschreiber in Zürich, wo er um 1526 verstarb. Gutmann gelingt zudem eine gekonnte Analyse der Chronik Freys zum Schwabenkrieg. Die Chronik und der umfangreiche sorgfältige Kommentar bringen ferner neue ereignishistorische Erkenntnisse zum Schwabenkrieg von 1499.

Maya Vonarburg Zülligs Arbeit legt den Fokus auf Melchior Russ' *Cronika* von 1482, die sie neben einer eingehenden Analyse und Neueinordnung auch nach den heutigen Standards neu ediert. Eine insbesondere für die Luzerner Geschichte wünschenswerte Neuedition, welche die Bedeutung von Russ in ein neues Licht rückt, ihn nicht mehr nur als reinen Kom-

pilator bewertet, sondern auch seine Eigenleistungen und die biografischen Eckdaten betont.

Bei Russ wird deutlich, dass seine Chronik trotz ihrer bescheidenen Seitenzahl (41 vorne und hinten eng beschriebene Papierseiten, interessanterweise mit Leerräumen für eine spätere Illustrierung) Grosses vor hatte: Sie sollte die Geschichte der Stadt Luzern neu erzählen und insbesondere den Bezug zur eidgenössischen Befreiungstradition stärken. So wurden aus Berner plötzlich Luzerner Kriegshelden und Schlachtenteilnehmer, in erwähnten Urkunden erscheinen königliche Privilegien, welche die Stadt Luzern nie erhalten hatte. Russ verfasste seine Chronik vermutlich, um in Luzern seine Ansprüche innerhalb der Führungsschicht zu stärken, immerhin war er von König Corvinus zum Ritter geschlagen worden. Die Vermutung der Autorin, dass Russ seinem Vater im Stadtschreiberamt nachfolgen wollte, ist hingegen irreführend, denn für diesen Posten wäre er wohl zu einflussreich – somit für die Führungsschicht zu gefährlich – gewesen und zudem hätte er kaum Chancen gehabt, weil andere Schreiber schon länger in der Warteposition waren. Ein Rätsel bleibt leider immer noch, weshalb die Chronik nie fertiggeschrieben wurde, sondern unmittelbar abbrach. Deutlich wird in der ausgezeichneten Arbeit von Vonarburg Züllig, dass die Kontextualisierung von Chroniken zwar bedeutende Neuerkenntnisse bringt, aber längst nicht alle offenen Fragen beantworten kann.

Regula Schmids Arbeit überzeugt vor allem in der Breite der erfassten und ausgewerteten Quellen und in ihrem grundlegend interdisziplinären Ansatz. Durch die erstmalige Aufnahme und Bewertung von mehreren amtlichen Chroniken und den schwierig aufzufindenden Inschriften aus verschiedenen eidgenössischen Städten ist es ihr möglich, sehr interessante Vergleiche und Intertextualitäten aufzuzeigen. Zudem zeigt sie überzeugend auf, dass die Chroniken Ausdruck einer jeweils spezifisch kommunalen Kultur waren. Interessant und weiterführend ist die präzise kontextualisierende Analyse der Intentionalität und des Gebrauchs der Chroniken. Chronisten schrieben meist, ähnlich wie es Vonarburg Züllig und Gutmann zeigen, um in die Führungsschichten aufzusteigen, oder sich dort zu etablieren, wobei das nicht zwingend ein Erfolgsrezept sein musste. Deutlich macht Schmid den Aufstiegswillen auch anhand der Bildungshintergründe der Autoren, die diese als kulturelles Kapital einsetzen konnten. In diesem Zusammenhang jedoch pauschal von «Gelehrten» (325) zu sprechen, erscheint mir angesichts der grossen Divergenzen und der häufigen Unvollständigkeit der Ausbildung noch zu diskutieren. Der Verweis auf alte Quellen, Augenzeugenschaft und auf «Wahrheit» hatte wohl auch viel mit Habitus und erzählstrategischen Referenzen auf Autoritäten zu tun und weniger mit einer formalisierten klassischen Ausbildung der Schreiber. Müsste man eventuell nicht vergleichend fragen, ob solche Muster des Andienens und der bewusst gewählten verifizierenden Narrative und Erzählabsichten sich nicht auch in früh- und hochmittelalterlichen Chroniken häufig finden? Und wie gestaltet sich gerade im Spätmittelalter das sich wandelnde Verhältnis von *veritas* zum rhetorischen *decorum?* Dennoch, Schmids Arbeit überzeugt in der Übersicht wie auch in der Tiefe und liefert faszinierende Einblicke in spätmittelalterliche städtische Geschichtspolitik und deren Auswirkungen in die Frühe Neuzeit.

Allen drei Arbeiten ist gemein, dass sie neben der sehr wichtigen Grundlagenforschung, Erschliessungsarbeit und historischen Kontextualisierung die Bedeutung der Chroniken und ihrer Autoren für die Folgezeit insbesondere für die heutige Geschichtsschreibung in den Vordergrund rü-

cken und gleichsam neue Fragenkomplexe aufwerfen. Während die Historiker des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, typisch für den Historismus urkundenfixiert, mittelalterliche Chroniken oftmals als zu poetisch oder zu sagenhaft abtaten, gelten Chroniken heute als wichtige Elemente der spätmittelalterlichen Schriftkultur und werden dementsprechend als Produkte ihrer Zeit verstanden; als kulturelle Produkte, aus denen die heutige Geschichtsschreibung wie auch die Germanistik vor allem neue Indizien über Textualitäten, Medialitäten und narrative Logiken lernen kann. Nicht die einzelnen Inhalte, Heldentaten und Ereignisse stehen bei einer solchen Analyse im Vordergrund, sondern letztlich interessiert die Forschung heute mehr die Art und Weise des Umgangs der Chronisten mit der eigenen Vergangenheit, mit dem ihnen vorliegenden Material wie beispielsweise ältere Chroniken und Urkunden, mit den eigenen narrativen Strategien, mit Bildern im Verhältnis zum Text und wie die Autoren alle diese Elemente zu Geschichten verwebten. Es liegen nun für den schweizerischen Raum drei sehr wichtige Arbeiten vor und man kann ihnen nur wünschen, dass sie alle breit rezipiert werden und ihrer Vorbildhaftigkeit weitere Forschungen und Editionen folgen.

Michael Jucker (Luzern)

Rebecca Sanders
Die Habsburger im Aargau
Regieren und verwalten im Mittelalter

Lehrmittelverlag des Kantons Aargau, Buchs 2008, 36 S., Fr. 16.50

Die Habsburger im Aargau ist ein rund 35-seitiges Schulheft, bestimmt für das 6.–9. Schuljahr, welches das «negative Image» des wohl bedeutendsten Adelsgeschlechts in Europa, insbesondere die «negativ besetzte Vergangenheit» des Kantons Aargau, in ein neues Licht rücken will. Im Zentrum stehen die Lebensgeschichten wichtiger Personen aus der Familie der Habsburger sowie Repräsentanten aus Adel und Städten, ihr Wirken innerhalb des Gebiets des heutigen Aargaus bis circa 1450. Historische Schauplätze, die den meisten Schülern bekannt sein dürften, sollen den Zugang zu diesen Geschichten erleichtern.

Das Heft ist in 14 Kapitel unterteilt, die, abgesehen von Kapitel 1, aus einem Haupttext und einem Fragen- beziehungsweise Aufgabenteil bestehen und mit Darstellungen (Bilder, Stammbaum und Karte) aufgelockert sind. Am Ende befinden sich ein hilfreiches dreiseitiges Glossar mit wichtigen Grundbegriffen, die Lösungsvorschläge zu ausgewählten Fragen sowie ein Literatur- und Bilderverzeichnis. Die Arbeitsvorschläge bestehen aus zwei bis drei Fragen zum Text, die jeweils mit wenigen Sätzen beantwortet werden sollen, ein bis zwei oft über den engeren Textinhalt hinausgehenden Fragen oder einem Auftrag, wie beispielsweise Internetrecherchen.

Das einleitende Kapitel stammt vom ausgewiesenen Habsburger-Kenner Bruno Meier über die Habsburger in der Schweizer Geschichte und zeigt auf, wie das Adelsgeschlecht als negativer Gegenpol der Eidgenossen für die Herausbildung des Schweizer Mythos diente. Weiter folgen Kapitel über: die Gründung des Klosters Muri, Gründungslegende und Stiftung; die Habsburg, Herkunft des Namens und ihre wechselnden Besitzer; Heirat, Erbstreitigkeiten und die Rolle adliger Frauen anhand Anna von Kyburg; die Regentschaft von Rudolf von Habsburg; die Erbstreitigkeiten rund um König Albrecht und der Mord durch seinen Neffen Johann von Schwaben; die Heirat von Isabella von Aragon und Friedrich von Habsburg; Agnes von Ungarn und das Kloster Königsfelden

als Gedächtnisort; Rudolf der Stifter; der Aufstieg von Johannes Ribi vom Bauern zum Kanzler, Heerführer und Bischof von Brixen; der Schultheiss Johann Segesser; der Landvogt Engelhard von Weinsberg; die Adelsfamilie von Hallwyl; der Kriegsunternehmer Hans von Rechberg.

Das Buch weist eine ganze Reihe von sehr spannenden Themata auf, die einige wichtige Grundthemen der mittelalterlichen Geschichte streifen. Der Ansatz, die Geschichte über Biografien oder über historische, den Schülern bekannte Orte zu erkunden, ist vertretbar und hilft das Wissen in der realen Welt zu verankern. Kapitel 5 wird den im Untertitel angekündigten Schwerpunkten am besten gerecht. In wenigen Worten wird hier ersichtlich, wie Macht errungen und gesichert, ein ausgedehntes Gebiet regiert und verwaltet wurde. So wurde der «arme» Graf Rudolf von Habsburg, der nicht einmal Reichsfürst war, aus strategischen Gründen auf den Königsthron gehoben. Konkurrenten wurden durch seine geschickte Heiratspolitik zu Verbündeten oder Verwandten. Er teilte sein grosses Reichgut in Landvogteien auf und setzte loyale Landvögte ein, liess sie durch Notare verwalten, die unzählige Urkunden verfassten und schuf eine Kanzlei zur Verwaltung seiner Güter.

Trotz vieler interessanter Inputs weist das Buch jedoch einige inhaltliche und didaktische Schwächen auf. Inhaltlich konzentriert sich das Buch lediglich auf die Oberschicht und lässt die Regierten aus. Dem Ziel, die Rolle der Akteure für die Schweizer Geschichte zu beleuchten, wird die Autorin kaum gerecht. Ferner sind die Texte nicht immer einfach zu lesen, was teilweise inhaltlich oder strukturell bedingt ist, und es ist oft unklar, worauf die Autorin heraus will. In Kapitel 2 beispielsweise wird die Gründungslegende durch Ansätze einer Interpretation unterbrochen und dann in einem neuen Abschnitt wieder aufgenommen. Es wäre sinnvoller, die Geschichte möglichst sachlich zu schildern, um die Schüler damit arbeiten zu lassen, und in einem weiteren Abschnitt dann Erklärungen oder allenfalls eine Interpretation folgen zu lassen. Das Kapitel über die Ermordung Albrechts bei Gebenstorf dürfte nicht nur wegen des Themas spannend sein. Zuerst wird die Geschichte erzählt und dann folgt der Auftrag mit dem grossartigen Bild der Ermordung aus dem *Spiegel des Erzhauses Österreich* (1555). Das Bild stellt die verschiedenen Szenen dar und enthält auch topografische Angaben. Das lädt zum «Rätseln» ein. Doch all dies wird leider vorweggenommen. Den Schülern verbleibt lediglich der Auftrag, die einzelnen (beschrifteten) Ausschnitte in die richtige Reihenfolge zu bringen. Warum nicht anhand des ganzen Bildes die Geschichte «rekonstruieren» und abschliessend durch die Lektüre die Geschichte vervollständigen?

Das einleitende Kapitel von Bruno Meier über die Habsburger in der Schweizer Geschichte und ihre Rolle in der legendenhaften Überlieferung der Gründung der Eidgenossenschaft ist zwar sehr informativ, aber für Schüler der angesprochenen Stufe vermutlich recht anspruchsvoll. Hier wird von Geistiger Landesverteidigung, vom Burgenbruch, von Aegidius Tschudi et cetera geschrieben, Inhalte die nicht unbedingt geläufig sind. Sich in Erinnerung rufend, dass laut dem Untertitel regieren und verwalten Schwerpunkte sind, fragt man sich bei Kapitel 11 über den Schultheissen Johann Segesser, warum nach zwei kleineren Abschnitten über ihn nicht mehr seine Person und sein Amt, sondern die Schlacht bei Sempach im Zentrum stehen.

Die eigentliche Gestaltung des Unterrichts wird zwar nicht vorgeschrieben, doch die Arbeiten im Buch beinhalten primär die Lektüre der Texte und die Beantwortung von Fragen zum Text. Das wirkt sehr eintönig. Desto mehr sind die vereinzelten Bildbeschreibungen und

-vergleiche zu begrüssen, doch sie wirken stiefmütterlich und die meisten Bilder, Karten, Stammbäume haben lediglich illustrativen Charakter. Aufgelockert werden die Schüleraufträge durch Recherchen in (teilweise) angegebenen Seiten im Internet (zum Beispiel *HLS* oder *Wikipedia*). Die Förderung der Medienkompetenz und die Wissensvertiefung mittels Recherchen im Internet sind berechtigt, doch handlungsorientierter Unterricht funktioniert nur dann, wenn die Aufträge klar gestellt werden und auch innerhalb eines sinnvollen Zeithorizonts zu erledigen sind. Während kleine, klar angeleitete Suchaufträge auf spezifischen Internetseiten im Unterricht oder als Hausaufgabe plausibel sind, ist es für Schüler der 6. Stufe zeitlich und intellektuell aufwendiger, ohne die Angaben nützlicher Seiten nach den «aktuellen Verbindungen unter europäischen Königshäusern» zu suchen …

Insgesamt ist das Buch didaktisch und auch inhaltlich wenig überzeugend. Die ausgewählten Akteure sind beachtenswert, doch ihre Bedeutungen gehen in den teils fragmentiert wirkenden Texten verloren. Als Schul- und Arbeitsbuch ist es daher eher ungeeignet. Das Buch liefert Lehrpersonen zwar einige Inputs für den Unterricht, so können einzelne Geschichten herausgenommen und «in eigener Regie» an die Schüler vermittelt werden. Es vermittelt aber kein konzises Bild der Habsburger im Aargau, indem zu viele Hintergrundinformationen unterschlagen werden. Zumindest den unter Zeitdruck stehenden Lehrpersonen wird damit nicht viel geholfen.

Tobias B. Hug (Zürich)

Ernst Baumeler
Die Herren von Bonstetten
Geschichte eines Zürcher Hochadelsgeschlechts im Spätmittelalter

Chronos, Zürich 2010, 380 S., 8 farb. Abb., Fr. 68.–

Dass innerhalb der eidgenössischen Orte noch weit bis in die Neuzeit hinein alte Adelsgeschlechter ihre Herrschaft ausübten, wird gern übersehen, denn es passt nicht in das gängige Geschichtsbild von der Vertreibung des Adels durch die freiheitsdurstigen Schweizer. Für die Grafen von Thierstein hat Dorothea Christ bereits 1998 gezeigt, wie diese sich mit der neuen politischen Situation im Raum der nachmaligen Schweiz arrangierten und zwischen Kooperation und Konkurrenz mit den Eidgenossen lavierten (Dorothea Christ, *Zwischen Kooperation und Konkurrenz. Die Grafen von Thierstein und ihre Standesgenossen in ihren Beziehungen zur Eidgenossenschaft im Spätmittelalter*, Zürich 1998). Zu ähnlich gelagerten Ergebnissen gelangt nun Ernst Baumeler in seiner Dissertation über die Freiherren von Bonstetten, die sich in der Nachbarschaft der expandierenden Stadt Zürich während rund vier Jahrhunderten an der Macht halten konnten. Die Arbeit ist als eine der letzten noch bei Roger Sablonier eingereicht worden und knüpft an dessen bahnbrechenden sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen zum Adel in der Ostschweiz an.

Ziel des Autors ist es, eine «Übersichtsdarstellung zum Zürcher Zweig seit der ersten Erwähnung in den Schriftquellen des 13. bis zum Aussterben im frühen 17. Jahrhundert vorzulegen». (10) Unter Berücksichtigung des gesamten regionalen Quellenmaterials soll aufgezeigt werden, «wie es dem Zürcher Freiherrengeschlecht möglich [war], in einem Zeitraum von knapp 400 Jahren mit erheblichen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen, Umwälzungen und Krisen

dynastisch zu überleben und seine adlige Stellung zu behaupten, während unzählige Standesgenossen der Region Zürich und Ostschweiz ausstarben, untergingen, verdrängt wurden oder der Not gehorchend ins Ausland abwanderten». (10)

Die Arbeit ist chronologisch aufgebaut und widmet jedem Jahrhundert ein gleich strukturiertes Kapitel: Zuerst wird das jeweilige historische Umfeld knapp umrissen; es folgen Erläuterungen zur Genealogie, zu Beziehungsnetzen und Besitzverhältnissen sowie zu weltlichen und geistlichen Karrieren. Ein solches analytisches Vorgehen erscheint einleuchtend und sinnvoll; allerdings werden dadurch Themenstränge wie Wirtschaftsführung oder Herrschaftsausübung zerstückelt, was zur Folge hat, dass im Text häufig hin und her verwiesen werden muss.

Verfolgt man die Geschichte der Herren von Bonstetten über die Jahrhunderte, werden charakteristische Veränderungen fassbar, die Baumeler in den Kapitelüberschriften auf den Punkt zu bringen sucht. So bedeutete das 13. Jahrhundert für das kleine und eher unbedeutende Freiherrengeschlecht unklarer Herkunft den «Aufstieg zu Vertrauten der ersten Habsburger Könige». (31) Im Namen Habsburgs amtierten mehrere Familienmitglieder als Vizelandgrafen, Reichsvögte, Land- und Hofrichter. Im Kontrast zu dieser politischen Bedeutung war der Besitz der Herren von Bonstetten eher klein; neben Gütern in der Gegend des mutmasslichen «Stammsitzes» am Albis verfügten sie offenbar schon früh über die Burg Uster am Greifensee. Als Grablege diente das Kloster Kappel.

Im 14. Jahrhundert scheint es zu einem Bruch in der Genealogie und zum Verlust der Freiherrenwürde gekommen zu sein. Eine Folge davon war, dass Heiratsbeziehungen nicht mehr mit Vertretern des Hochadels eingegangen wurden, sondern nur noch mit ritteradligen oder bürgerlich-städtischen Familien. Möglicherweise hatte in dieser Zeit ein Zweig der ritteradligen Familie Landenberg Namen und Wappen von Bonstetten sowie die damit verbundenen Herrschaftsrechte übernommen. Die Burg Uster wurde nun zum Zentrum der (neuen?) Herren von Bonstetten, die sich fortan wie die Landenberger in der Kirche Uster bestatten liessen. Wie die Landenberger trifft man die Bonstetter schliesslich als Kriegsunternehmer und Kreditgeber wieder unter den «Gefolgsleuten der Herzöge von Habsburg». (67)

Sempacherwirren und Appenzellerkrieg machten zu Beginn des 15. Jahrhunderts eine politische Neuorientierung notwendig: Da Habsburg offenkundig keinen ausreichenden Schutz mehr zu bieten vermochte, traten die Bonstetter 1407 ins Burgrecht der Stadt Zürich und mutierten «von habsburgischen Adligen zu adligen Eidgenossen». (127) Besonders deutlich zum Ausdruck kommt dies wiederum in der Heiratspolitik: Statt mit habsburgischen Ministerialen wurden Ehen nun vor allem mit städtischen Patrizierfamilien aus Zürich und Bern geschlossen. Während Andres Roll von Bonstetten sich als eidgenössischer Söldnerführer und Kriegsherr einen Namen machte, pflegte sein Bruder Albrecht als Dekan des Klosters Einsiedeln seine Kontakte zu Staatsmännern und humanistischen Geistesgrössen im In- und Ausland. Noch kaum bekannt war bisher, wie stark sich der Gelehrte für die eigene Familie eingesetzt hat. So war er es, der 1498 bei Kaiser Maximilian die erneute Erhebung in den Freiherrenstand bewirkte. In diesem Zusammenhang dürften einige der familiären Legenden entstanden sein, die den Blick auf die Bonstetter Genealogie bis heute prägen.

Im 16. Jahrhundert geriet die kleine Gerichtsherrschaft in Uster zunehmend in Bedrängnis: Einerseits beanspruchte die Zürcher Obrigkeit immer mehr Kompetenzen für sich, andererseits verweigerten

die Untertanen verschiedentlich ihre Abgaben und Dienste. In einem undurchsichtigen Prozess verloren die jugendlichen Bonstetter Erben die Herrschaft Uster 1534 an ihren Schwiegeronkel Ludwig von Diesbach, der sie kurz darauf der Stadt Zürich verkaufte. Die jungen Bonstetter zogen in die Stadt und stiegen ins Rentengeschäft ein; es erfolgte der Übergang «vom Landadligen zum regimentsfähigen adligen Stadtbürger». (197) Junker Jost gelang schliesslich 1568 der Einstieg in die städtische Ämterlaufbahn: Er wurde Ratsherr, Hauptmann sowie Landvogt in den eidgenössischen Untertanengebieten. Auf diese Weise partizipierte das Adelsgeschlecht weiterhin an der politischen Macht im Zürcher Stadtstaat und in der Eidgenossenschaft. Da Jost aber keine Nachkommen hatte, erlosch der Zürcher Zweig bei seinem Tod im Jahr 1606, während sich in Bern eine heute noch existierende Seitenlinie etablierte, die Baumeler allerdings nicht weiterverfolgt.

Die Perspektive der *longue durée* macht deutlich, wie eng das Schicksal von lokalen Herrschaftsträgern verbunden war mit demjenigen der Landesherrschaft. Dass die Herren von Bonstetten es schafften, sich an die erheblichen politischen, aber auch wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen anzupassen, macht das Geschlecht zu einer «Ausnahmeerscheinung», (235) wie Baumeler bilanzierend festhält. Als «Erfolgsgeheimnis» (237) nennt er eine geschickte Heiratspolitik sowie die erfolgreiche Erschliessung neuer Einkünfte – neben der wohl wenig einträglichen Gerichtsherrschaft vor allem der Solddienst und schliesslich das Rentengeschäft. Daneben spielten aber sicher auch Faktoren eine Rolle, die sich nur bedingt kontrollieren liessen, etwa dass das Geschlecht eher kinderarm war: Mit nur ein bis zwei männlichen Vertretern pro Generation konnte die Familie ihren Besitz zusammenhalten und musste nur selten in kostspielige Klerikerkarrieren für «überzählige» Söhne und Töchter investieren.

Mag man da und dort den Anschluss an aktuelle Forschungsfragen vermissen, so wird Baumelers Werk doch dem Anspruch, eine «Übersichtsdarstellung» zu bieten, voll gerecht. Die angenehme Sprache, der flüssige Stil, die sorgfältige Redaktion sowie konzise und gut verständliche Erläuterungen sorgen dafür, dass sich die faktenreiche Lektüre auch für ein interessiertes Laienpublikum eignet. Abgerundet wird die Arbeit durch einen umfangreichen Anhang mit Tabellen, Karten und Stammbäumen sowie farbigen Abbildungen von Wappendarstellungen und Urkunden.

Rainer Hugener (Zürich)

Simona Boscani Leoni (Hg.) **Wissenschaft – Berge – Ideologien** Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) und die frühneuzeitliche Naturforschung **Scienza – montagna – ideologie** Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) e la ricerca naturalistica in epoca moderna

Schwabe Verlag, Basel 2010, 352 S., Fr. 58.–

Der Sammelband vereint Referate der Tagung «Wissenschaft – Berge – Ideologien. Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) und seine Zeit», die im April 2007 auf dem Monte Verità in Ascona stattgefunden hat. Die insgesamt 17 Beiträge setzen sich mit der frühneuzeitlichen Naturforschung, insbesondere mit der Erforschung der Berge, auseinander, wobei sich in ihnen die im Titel angesprochenen Begriffe «Wissenschaft – Berge – Ideologien» auf vielfältige Weise zusammenfügen, überschneiden und ergänzen.

In einem ersten Teil des Bands wird der Zürcher Arzt und Naturforscher

Johann Jakob Scheuchzer in seiner vielseitigen Rolle als Naturhistoriker, Geologe, Paläontologe, Botaniker und Kriegsberichterstatter vorgestellt. Seine Forschungsdaten sammelte Scheuchzer auf Reisen in die schweizerischen Alpen sowie über ein weitverzweigtes Korrespondentennetz, welches ihm auch internationale Bekanntheit verschaffte. Im zweiten Teil des Bands wird das Themenfeld auf weitere Persönlichkeiten (Valerio Faenzi, Aegidius Tschudi, Albrecht Haller, Jean André Delucs, Alexander von Humboldt) ausgeweitet. Dieser zweite Teil erlaubt es, die Ergebnisse der Scheuchzerforschung in einen grösseren Kontext einzuordnen. Neben wissenschaftshistorischen Aspekten der Naturgeschichte zeigt der Band biografische, soziale, politische, ideologische und kulturelle Hintergründe der frühneuzeitlichen Naturforschung auf und verfolgt somit einen wissensgeschichtlichen Ansatz, wie er seit der sozial- und kulturgeschichtlichen Öffnung der Wissenschaftsgeschichte in den 1980er-Jahren zunehmend gefordert wird. Gemäss der Herausgeberin besteht das Ziel des Bands folglich darin, «generelle Überlegungen zu den Beziehungen zwischen Naturwissenschaften und Studien der kulturhistorischen Alpen- und Gebirgsforschung zu präsentieren». (17)

Die Person Johann Jakob Scheuchzer liefert vielfältige Ansatzpunkte für eine Wissensgeschichte der Alpen. Dabei ging es Scheuchzer in seiner Naturforschung auch um den Beweis der Existenz Gottes als Schöpfer der Natur. Paola Giacomoni befasst sich in ihrem Beitrag mit den physikotheologischen Ansätzen Scheuchzers und deren Auswirkungen auf die Gestaltung seines Werks. Dieses erscheine aufgrund seiner eklektischen Arbeitsweise fragmentiert. Scheuchzer schien weniger an einer Systematik interessiert gewesen zu sein als an einer Naturforschung, die durch Vielfalt und Komplexität die göttliche Weisheit zu belegen sucht. Ezio Vaccari beschreibt Scheuchzers Vorstellung von der Entstehung der heutigen Erdgestalt, die nach der Theorie des englischen Wissenschaftlers John Woodward das Resultat der Sintflut darstelle. Das methodologische Vorgehen Scheuchzers sowie seine Studienreisen betrachtet Vaccari als Vorläufer der modernen, geologischen Feldforschung. Der Erdbebenforschung widmet sich Monika Gisler, die Scheuchzers Verdienst ebenfalls primär im Sammeln und weniger in der systematischen Aufarbeitung von Informationen sieht. Jedoch gelang es Scheuchzer durch die Einbindung der Erdbebenforschung in die Naturgeschichte, Erdbeben als natürliche Phänomene zu beschreiben und allmählich vom religiösen Deutungsmuster zu lösen. Scheuchzers paläontologische Forschungen bilden den Gegenstand der Aufsätze von Urs B. Leu und Robert Felfe. Letzterer befasst sich bildtheoretisch mit Scheuchzers unpublizierten Klebebänden zu den Fossilien. Das Thema des Bildes wird im Aufsatz von Claude Reichler aufgenommen, der den Einfluss barocker Landschaftsdarstellungen auf die Naturgeschichte der Berge untersucht. Der politische Fokus von Michael Kempe auf Scheuchzer als Kriegsberichterstatter scheint auf den ersten Blick etwas aus der Reihe zu fallen. Kempe kann jedoch überzeugend darlegen, wie sich Scheuchzers Tätigkeit als Feldarzt in seiner naturhistorischen Forschung niederschlug und wie insbesondere die empirische Methode in beide Bereiche seiner beruflichen Laufbahn einfloss. Der Bedeutung der Alpen in der schweizerischen Naturforschung widmen sich Thomas Maissen und Guy P. Marchal. Ersterer untersucht den Zeitraum von Albrecht von Bonstetten bis Johann Jakob Scheuchzer, während Marchal einen Ausblick bis ins 20. Jahrhundert liefert. Mit diesen zwei zeitlich ausgreifenden Beiträgen wird bereits der zweite Teil des Bands eingeleitet.

Die politischen und religiösen Hindernisse in der Forschung Valerio Faenzis zur Zeit der Reformation und Gegenreformation bilden das Thema von Ivano Dal Prete. Die Wirkung von Aegidius Tschudis «Alpisch Rhetien», unter anderem auch auf Scheuchzers Werk, wird von Christian Sieber erläutert. Den Kontinuitäten und Brüchen von Scheuchzer bis Albrecht von Haller, Autor des berühmten Gedichts *Die Alpen* (1729), gehen Hubert Steinke und Martin Stuber nach. Sie beschreiben vor allem Tendenzen der botanischen Forschung, welche Scheuchzer in die Naturgeschichte eingliederte, während bei Haller bereits eine Spezialisierung der Wissenschaften ersichtlich wurde. Die Geologie Jean André Delucs wird, unter Berücksichtigung der biografischen, theologischen und politischen Implikationen seiner Alpenforschung, von Marita Hübner in den Kontext einer protestantischen Erinnerungskultur gestellt. Mit Bildern befasst sich Daniela Vaj, welche die Datenbank der Alpenbilder *Viaticalpes (http://www.unil.ch/viaticalpes)* vorstellt und exemplarisch die Möglichkeiten einer vergleichenden Bildanalyse für die Wissensgeschichte präsentiert. Jon Mathieu setzt sich mit den Alpenforschungen Alexander von Humboldts auseinander, wobei er gleichzeitig die schwindende Bedeutung Scheuchzers aufzeigt. Das positive Alpenbild Scheuchzers vermochte jedoch den deutschen Philhelvetismus zu prägen, wie Uwe Hentschel in seinem Beitrag darlegt. Die Vorstellung der Alpen als ein Ort der Seelengesundheit bildete schliesslich in der Verbindung von Natur, Wissenschaft und Sport gemäss Alessandro Pastore den Anfang eines frühneuzeitlichen Alpinismus.

Es ist eine Stärke des Bands, dass sich die Aufsätze wiederholt aufeinander beziehen, sich ergänzen oder aber auch kontroverse Standpunkte aufscheinen lassen. Tatsächlich präsentiert der Band weniger gefestigte Ergebnisse als eine lebendige «Debatte über Scheuchzer und die Erforschung der Beziehungen zwischen Wissenschaft – vor allem den Naturwissenschaften – und der Bergwelt». (20) Dass der Band sich inmitten einer aktuellen Forschung positioniert, wird auch aus den biografischen Abrissen der Autoren und Autorinnen am Ende des Bands ersichtlich. Zahlreiche Beiträge gründen auf abgeschlossenen oder laufenden Dissertationen und Forschungsprojekten. Der Band bringt Beiträge von Autorinnen und Autoren nördlich und südlich der Alpen zusammen; die einzelnen Aufsätze sind in italienischer oder deutscher Sprache verfasst. Die dreisprachigen Zusammenfassungen (Deutsch, Französisch und Italienisch) am Ende jedes Aufsatzes erleichtern die Lektüre und werden nicht nur der schweizerischen Sprachen-, sondern auch der mehrsprachigen Wissenschaftslandschaft gerecht. Angesichts des tendenziell biografischen Zugangs und der geografischen Schwerpunktsetzung bildet auch das Personen- und Ortsregister eine sinn- und wertvolle Lektürehilfe.

Silvia Flubacher (Basel)

Christian Jacob (Hg.)
Lieux de savoir
Espaces et communautés

Albin Michel, Paris 2007, 1277 S., zahlreiche Abb., € 75,00

Die unter Leitung von Pierre Nora in den 1980er- und 90er-Jahren herausgegebenen Sammelbände zu den *lieux de mémoire* bildeten eines der erfolgreichsten kulturhistorischen Grossprojekte Frankreichs der letzten Jahrzehnte. Längst sind die *lieux de mémoire* als Gedächtnisorte zu einem geflügelten Wort geworden und auch für andere Länder in vergleichbaren Projekten umgesetzt worden. Nun erscheint mit der

Reihe der von Christian Jacob herausgegebenen *lieux de savoir* ein nicht minder ambitioniertes Projekt einer verräumlichten Universalgeschichte des Wissens. Tendieren universal- und globalgeschichtliche Publikationen ohnehin häufig zu grösserem Umfang, so präsentieren sich die *lieux de savoir* geradezu als barockes Handbuchungetüm: In vier Grossabschnitten «Communauté et instititution», «Lieux du travail savant», «Territoire et mobilité» und «Villes Phares» mit sechs Untersektionen und 13 Kapiteln handeln insgesamt 63 Artikel auf 1277 Seiten über Orte des Wissens von der Antike bis zur Gegenwart. Räumlich deckt der Band ein globales Spektrum mit Schwerpunkten in Europa, China, Japan, Afrika, der arabischen Welt und Indien ab. Methodisch geht die auf vier Bände angelegte Reihe experimentelle Wege. Die einzelnen Beiträge sind meist dezidiert mikrohistorisch, praxeologisch oder wissenssoziologisch ausgerichtet, doch wird insgesamt eine globale Kartierung des Wissens angestrebt. Der für die französische historische Forschung prägende Einfluss der Geografie bricht sich hier jedoch in einer postmodern gebrochenen Version Bahn, die keine panoptische Gesamtschau der Phänomene mehr anstrebt, sondern eher einzelne Schneisen durch die Labyrinthe und Laboratorien des Wissens schlägt. Wie Jacob in seiner Einleitung deutlich macht, versteht sich das Werk als «livre-bibliothèque» (37) als eine kleine Bibliothek des Wissens in Buchform, die dem Leser gestattet, selbst Titel auszuwählen und seine eigene Ordnung des Wissens zu entwerfen. Der Raumbezug der einzelnen Sektionen und Beiträge deckt eine enorme Breite von Orten und Räumen ab: Das Spektrum reicht von klassischen Orten und Institutionen wie Klöstern, Seminaren, Bibliotheken, Museen und Laboren über urbane und geografische Räume bis hin zu Netzwerken, sozialen und virtuellen Räumen wie der Gelehrtenrepublik oder dem Internet. Die hier gewählte Perspektive setzt bewusst auf Vergleiche des Unvergleichbaren, der vergleichende Blick ist meist ein wissensanthropologischer oder wissenssoziologischer, kein historischer oder kulturräumlicher. Jacob umreisst in der Einleitung vier analytische Zugänge, die für das weit gefächerte interdisziplinäre Feld der Beiträger einen gemeinsamen Fragehorizont bereitstellen sollen: die Theorie sozialer Welten von Anselm Strauss und der Chicagoer Schule des Interaktionismus, eine historische Anthropologie sozialer Praktiken im Anschluss an Erving Goffman, die Kultur- und Wissenssoziologie Pierre Bourdieus sowie schliesslich die allgemeine Problematik einer verräumlichten Geschichte des Wissens («une histoire spatiale des savoirs»). Ein kurzer einleitender Artikel stellt in jeder der 13 Sektionen die folgenden drei oder vier Artikel vor und bringt sie in einen übergeordneten Zusammenhang. Das erste, dem Eintritt in die Gemeinschaft der Gelehrten gewidmete Kapitel etwa stellt Initiationsriten in Togo, die Entwicklung universitärer Abschlüsse im Alten Reich und öffentliche Examen im kaiserlichen China neben einander. Eine andere Sektion über die privaten Räume des Wissens vereint Beiträge über das Studiolo der Renaissance, Gärten und Pavillons im China der Ming-Dynastie sowie ein Göttinger Professorenhaus im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Der letzte Abschnitt ist Städten mit besonderer kultureller Ausstrahlung gewidmet, die gewissermassen die Wissenskultur einer bestimmten Zeit verkörperten und versammelt Studien zum antiken Alexandria, zum mittelalterlichen Bagdad, zu Paris und Rom in Mittelalter und Früher Neuzeit, zu Berlin im 19. Jahrhundert, zum indischen Pune im 19. Jahrhundert sowie den russischen Naoukograds im 20. Jahrhundert. Der analytische Mehrwert entsprechender Gruppierungen fällt je nach Gegenstand

und Perspektive unterschiedlich aus, bringt jedoch in jedem Fall eine Vielzahl von interessanten Einblicken in zum Teil schwer zugängliche Themenfelder. Die Verfasser der einzelnen Artikel sind von Anthony Grafton bis zu Bruno Latour ausgewiesene Kenner ihrer Materie und in der Zusammensetzung ebenso international wie die Gegenstände ihrer Forschung. Mag sich der eine oder andere Leser möglicherweise an der ostentativen kulturwissenschaftlichen Begrifflichkeit stören, so beeindruckt in jedem Fall die konsequente räumliche und zeitliche Entgrenzung des Zugriffs, der die hier vorgelegte Wissensgeschichte weit weg rückt von immer noch dominanten eurozentrischen Narrativen der klassischen Wissenschaftsgeschichte. Auch wird konsequent jede Form von historischem Metanarrativ, sei es in Form einer Fortschritts- oder einer Differenzierungsgeschichte, vermieden. Die einzelnen mikrologischen Studien stehen in ihrer jeweiligen Historizität für sich und bilden keine Etappen auf dem Weg in die moderne Wissensgesellschaft oder vergleichbare Genealogien der Moderne. Eine solche Lesart bleibt dem Leser bei entsprechender Auswahl zwar immer noch möglich, ist jedoch nur eine mögliche Strategie, die «Räume» und «Gemeinschaften» des Wissens, seiner Träger und Produktionsbedingungen zu kartieren. Ob die Fusion aus *spatial turn* und neuer Wissensgeschichte sich allerdings zu einem ähnlichen Erfolg entwickeln wird, wie die *lieux de mémoire*, wird sich erst nach Abschluss der Reihe beurteilen lassen. Das mentale Rüstzeug dazu hat sie und man darf in jedem Fall auf die kommenden Bände gespannt sein.

Marian Füssel (Göttingen)

Philip Rieder
La figure du patient au XVIIIe siècle

Droz, Genève 2010, 586 p., FS 61.50

Cet ouvrage, issu d'une thèse de doctorat soutenue à l'Université de Genève, a l'immense mérite d'étudier un acteur peu connu de l'histoire de la médecine: le patient du 18e siècle. Qui est-il précisément? De quelle manière affronte-t-il son état? Quelles étaient les conséquences sociales de la maladie pour la personne souffrante et son entourage? Quelle compréhension le patient avait-il de son corps? Comment abordait-il le marché thérapeutique? Ou encore quelle est la valeur historique des documents écrits par les patients? Voici un large éventail de questions auxquelles Rieder se confronte et auxquelles il répond de façon précise.

L'étude s'inspire de l'histoire culturelle des savoirs et des pratiques, une approche bien représentée dans l'historiographie anglo-saxonne et incarnée en particulier par les recherches de Roy Porter. Depuis 1985, Porter a encouragé les historiennes et les historiens a écrire l'histoire de la médecine en prenant en compte le point de vue des usagers des diverses offres médicales. Ouvrir et travailler à un nouveau chantier historique autour de la figure du patient: le défi lancé par Porter était de taille. Rieder le relève avec succès. Cela grâce notamment à une méthode de travail qui mêle habilement des sources médicales à des sources «laïques», c'est-à-dire produites par des non-professionnels de la santé. Les écrits personnels (journaux, autobiographies ou correspondances) conservés dans les fonds privés des grandes familles vaudoises et genevoises, tels que ceux des Charrière de Sévery, sont croisés avec ceux trouvés dans les fonds d'illustres savants tels que Charles Bonnet ou de médecins praticiens tels que Samuel Auguste Tissot.

Encadré par une partie introductive et conclusive, le propos de l'ouvrage s'articule en quatre chapitres qui prennent en compte de manière globale la culture médicale laïque, les réseaux thérapeutiques ainsi que le cadre social du patient. Une attention particulière est apportée au vocabulaire utilisé dans les sources en relation au corps, à la souffrance et à la gestion de la santé.

La première partie se fonde sur un corpus documentaire rédigé à la première personne du singulier dans le but de saisir le patient évoluant dans son propre milieu. Rieder suggère qu'à celui de «patient», il serait judicieux d'associer le concept de «client». Pareil concept permet en effet de souligner le libre-arbitre du consommateur qui se meut, négocie et choisit librement sur le marché des soins. Rieder s'inspire ici des travaux de Harold J. Cook qui le premier, en 1986, a avancé dans son livre *The Decline of the Old Medical Regime in Stuard London,* le concept de *medical marketplace*. Dans ce premier volet, Rieder décrit des biographies médicales, qu'il compare afin de comprendre la liberté d'action de chaque patient dans l'interaction avec les professionnels de la santé. Les histoires cliniques de Jeanne-Marie Bellamy, bourgeoise de Genève, Isabelle de Charrière, femme de lettres, Théophile Rémy Frêne, pasteur de campagne et Charles Bonnet, naturaliste genevois, sont étudiées avec détail et constituent un fil rouge dans la narration.

La seconde partie brosse un cadre plus large dont le but est de saisir les comportements et les stratégies sanitaires mises en œuvre par les proches du malade d'entente avec ce dernier. Les parcours individuels de gestion de la maladie ressortent de l'analyse comme étroitement liés au contexte social et familial dans lequel ils se déroulent. Comme l'affirme Rieder, «un tiers se glisse sans cesse dans l'histoire de soi et de sa santé». (175)

La troisième et la quatrième partie s'articulent autour des mots utilisés pour décrire le mauvais état de santé, cela pour dégager une culture médicale laïque au 18e siècle et pour comprendre sur quelles bases cette culture médicale s'élabore (connaissances familiales, lectures, rumeurs, expériences personnelles). Rieder se propose de reconstruire les recettes et les instructions qui dictent les gestes aux patients. Il entreprend de cerner, en construisant ce qu'il appelle une *nomenclature laïque de la santé,* les termes employés par les non-médecins pour parler de leur corps et de leur souffrance.

De manière générale, l'auteur fournit une analyse détaillée des facteurs sociaux, historiques, culturels et économiques propres au conditionnement et au déroulement de la relation patient-entourage-médecin. L'ouvrage apporte indéniablement des éléments novateurs pour la compréhension de la figure du patient au 18e siècle. Ainsi, l'étude, en mettant en évidence la richesse de la culture médicale laïque et l'importance d'une gestion collective de la santé (les voisins, les proches mais aussi les guérisseurs ambulants se révèlent être des acteurs importants à côté des professionnels) permet de nuancer l'importance d'une culture médicale dominante au 18e siècle. Par ailleurs, l'auteur met en garde ses lecteurs: parler d'une seule culture médicale laïque serait restrictif. L'utilisation du pluriel s'impose devant la multiplicité des pratiques locales et l'enracinement environnemental et social du corps. Les cultures médicales laïques sont décrites comme essentielle dans la gestion quotidienne de la santé. Au travers de ce travail, on se rend compte combien la santé était une valeur centrale pour les individus du 18e siècle. Dans leur recherche du bonheur, souligne l'auteur, «la santé s'impose comme un des ingrédients nécessaires à cet état idéal». (423) Cette conclusion se veut en rupture avec

une historiographie qui a longtemps décrit les malades comme passifs et soumis à la volonté divine ou à la merci des «charlatans». Cela dit, Rieder montre que le religieux et le surnaturel sont encore présents dans les discours sur la santé et l'origine de la maladie.

Le patient est décrit en conclusion comme un acteur à part entière du marché thérapeutique. Caractère qui perdure pour les patients adeptes d'une approche homéopathique ou allopathique des soins, mais qui s'estompe pourtant peu à peu au siècle suivant pour les patients suivant la médecine officielle. C'est durant cette période que se met en place une relation asymétrique entre le patient et les professionnels de la santé. Cela dans le contexte de l'évolution d'une médecine anatomo-clinique au 19e siècle et d'une médecine scientifique étroitement liée à la technique au 20e siècle. Rieder montre ainsi que l'histoire du patient connaît une évolution inverse à celle que des historiens tels que Jacob Burckhardt ont fait de l'apparition de l'individu: le patient sujet actif dans la prise en charge de son corps laisse la place à un patient passif dont le corps devient l'objet de la médecine clinique.

Cette image du patient du 18e siècle, décrit comme proactif dans la prise en charge de sa santé, est loin d'être complètement nouvelle; elle avait déjà été mise en exergue par Roy et Dorothy Porter dans leur ouvrage désormais classique *In Sickness and in Health. The British Experience 1650–1850* (1988). Rieder apporte pourtant un nouvel élan au cadre analytique appliqué par ces derniers, prisonniers d'une approche voulant englober 200 ans d'histoire. Un point fort de son travail est de livrer au lecteur un riche éventail d'exemples, précis et bien contextualisés. L'auteur montre tout un panel de trajectoires, officielles ou non, que le patient peut suivre pour s'informer sur les remèdes à appliquer à son cas. Cela en démontrant en même temps la porosité des frontières entre remèdes savants et remèdes populaires. Son travail vient ainsi étayer la thèse selon laquelle le développement de la médecine ne s'appuie pas uniquement sur les découvertes faites par les savants, mais il bénéficie aussi de l'apport des malades et des non-professionnels de la santé qui par leurs agissements deviennent un moteur de nouvelles expériences et efficacités.

La qualité analytique de cet ouvrage est en outre servie par un découpage du texte bien réfléchi et par l'ampleur de son érudition. Vu la difficulté d'identifier des entités nosologiques précises dans le langage de l'Ancien Régime médical, le volume est également pourvu d'un glossaire des termes médicaux de l'époque basé sur des dictionnaires de l'époque moderne.

Il est souhaitable que d'autres études de cas rigoureuses comme celle de Rieder viennent enrichir la compréhension que nous avons de la figure du patient et de la culture médicale laïque de l'Ancien Régime.

Miriam Nicoli (Lausanne)

Cédric Humair
1848 – Naissance de la Suisse moderne

Editions Antipodes, Lausanne 2009, 168 S., € 18,–

Wie unentbehrlich diese von Cédric Humair verfasste Publikation zur Gründung des schweizerischen Bundesstaats ist, wurde letzthin gerade wieder offenbar. In seiner nicht zu unrecht gerühmten Gesamtdarstellung zur Geschichte der Schweiz fokussierte Thomas Maissen ganz und gar auf politische Faktoren, um die Hintergründe des Sonderbundkriegs und der darauf folgenden Gründung des Bundesstaats zu beleuchten. Dass Maissens Analyse zu kurz greift, zeigt Cédric Humair in

eindrücklicher Art und Weise. Auf knapp 150 Seiten stellt er die wirtschaftlichen Entwicklungen in den Jahrzehnten vor dem Sonderbundkrieg in den Vordergrund und erkennt diese als Haupttriebkräfte, die dem letztlich siegreichen liberalen Lager Auftrieb verliehen.

Humair teilt dabei sein für ein breiteres Publikum verfasstes Buch in zwei Teile. Im ersten Teil erläutert er die wirtschaftlichen Strukturen sowie die dadurch induzierten politischen Konflikte für die Zeit zwischen 1815 und 1847/48. Die Restauration hatte nicht nur politisch wesentliche Folgen. Nebst dem Rückbezug auf die alte Eidgenossenschaft, die im Bundesvertrag von 1815 verbrieft wurde, löste die Aufhebung der napoleonischen Kontinentalsperre eine wirtschaftliche Krise aus, die sich seit der Jahrhundertwende unter Ausschluss der englischen Konkurrenz anbahnte und ein über Jahrzehnte gewachsenes wirtschaftliches System ins Wanken brachte. Zwar blieb nach 1815 im Vergleich zu England die Arbeitskraft in der Eidgenossenschaft billig, doch die Strukturmängel (etwa bezüglich Mechanisierung, Transport- und Postwesen) trieben einen Keil zwischen die vier verschiedenen von Humair identifizierten Wirtschaftsregionen («mondes de production»). Als Folge entwickelten sich daraus unterschiedliche wirtschaftliche Bedürfnisse, so etwa im Zollwesen, die das politische Programm der Konservativen und insbesondere der Liberalen und Freisinnigen aus dem Mitteland und der Ostschweiz zusehends bestimmte. Ab den 1830er-Jahren polarisierte die aufstrebende Regenerationsbewegung die verschiedenen Wirtschaftsregionen weiter bis schliesslich der Konflikt, der in den 1840er-Jahren wegen der Jesuitenfrage und dem Aargauer Klosterstreit konfessionell aufgeladen wurde, 1847 zum Bürgerkrieg und 1848 zur Gründung des schweizerischen Bundesstaats unter der Federführung des siegreichen, liberalen Lagers führte.

Im zweiten Teil des Buches verfolgt Humair dann die Entwicklungen in den zehn Jahren nach 1847/48 und fragt zunächst danach, wie liberal und demokratisch der neue Bundesstaat war. Rasch wird offensichtlich, dass der neue Staat beträchtliche Defizite aufwies: Das Wahl- und Stimmrecht unterstand dem Zensus und schloss Armengenössige, Verurteilte sowie die Frauen und Juden aus. Letztere wurden gar von der Staatsbürgerschaft ausgeschlossen. Und dennoch: Humair würdigt insbesondere die verfassungspolitischen- und wirtschaftlichen Errungenschaften. Mitten im monarchischen Europa konnte innerhalb von wenigen Jahren eine stabile Republik aufgebaut werden. Auf wirtschaftlicher Ebene gelang es dem Bundesstaat relativ schnell, ein einheitliches Währungs-, Zoll, Post- und Kommunikationswesen aufzubauen. Auch im Transportwesen konnte der Bundesstaat den gesetzlichen Rahmen schaffen, der im Anschluss daran den Bau zahlreicher Privatbahnen ermöglichte. Bereits in den Gründungsjahren legten laut Humair die politische Stabilität und wirtschaftliche Dynamik den Grundstein für die schweizerische *success story*. (145) Denn die Schweiz gehörte, wie Humair anmerkt, bereits Ende des 19. Jahrhunderts zum Klub der fünf reichsten Länder der Welt.

Diesem überaus positiven Urteil stellt Humair auch die Schattenseiten des jungen Schweizer Bundesstaats gegenüber. Die Einführung des einheitlichen Schweizer Frankens 1850 stand in der Tradition der alten Eidgenossenschaft und verfolgte, wie Humair konstatiert, einen «monetären Parasitismus», der den Bundesbehörden durch die gleichberechtigte Nutzung der französischen, belgischen und sardinischen Währungen beträchtliche Kosteneinsparungen ermöglichte. Neben den bereits genannten staatsbürgerlichen Defiziten

ordnete die Bundesregierung die Aussen- und Asylpolitik grundsätzlich wirtschaftlichen Interessen unter. Liberale Regime und Bewegungen im Ausland wurden unterstützt, solange sie nicht die Souveränität und wirtschaftlichen Interessen des neuen Bundesstaats tangierten. Den europäischen Monarchien waren vor allem die republikanischen Exilanten, die nach 1848/49 in der Schweiz Zuflucht gefunden hatten, ein Dorn im Auge. Das Bild der humanitären Schweiz, die verfolgten europäischen Republikanern Schutz gewährte, wurde zwar von den Bundesbehörden gefeiert, bewahrheitete sich jedoch als blosse Rhetorik, die – dem Druck des Auslands weichend – im Alltag der Asylpraxis wesentlich restriktivere Züge annahm.

Einzelne Fragen hätten eine vertiefte Analyse verdient. So wird dem Leser beispielsweise nicht ganz klar, warum die Judikative als schwaches Glied im neuen Bundesstaat zu bewerten ist. Auch müsste die politische Pattsituation vor 1848 begrifflich nicht als politischer Immobilismus gefasst werden. Immerhin bauten in dieser Zeit insbesondere die Liberalen eine Vereins- und Medienkultur auf, welche die Öffentlichkeit und Politik bis heute massgeblich geprägt hat. Ebenfalls unklar ist, ob die Machtlosigkeit, mit der die Schweiz in den 1830er- und 40er-Jahren die ausländischen Zölle akzeptierte, auf das Fehlen starker zentraler Behörden zurückzuführen ist. Denn weder in den Jahrzehnten nach 1848 noch im 20. Jahrhundert bestimmte die Schweiz als Kleinstaat Tarifsätze aus eigener Macht und Initiative.

Insgesamt ist es Humair jedoch gelungen, in prägnanter Form die Bedeutung der Bundesstaatsgründung herauszuarbeiten. Hinter den politischen Programmen der Konservativen und vor allem der Liberalen steckten wirtschaftliche Kräfte, welche die beiden politischen Gruppierungen in den bewaffneten Konflikt trieben. Der rasche Aufbau einer neuen liberal-nationalen Wirtschaftsordnung nach 1848 verdeutlicht das Gewicht dieser Kräfte. In den Wochen und Monaten nach der Staatsgründung verschwanden die inländischen Zölle; anfangs 1849 entstand die Postbehörde und ein Jahr später kam der erste Schweizer Franken in Umlauf. Allerdings braucht es mehr als nur wirtschaftliche Kräfte, um einen Bürgerkrieg auszulösen. Weitere gesellschaftliche und kulturelle Aspekte müssten in Betracht gezogen werden. Unter den Zehntausenden, die das Heer der Eidgenossen im Sonderbundskrieg ausmachten, befanden sich wohl nur wenige Soldaten, die für den politischen und wirtschaftlichen Liberalismus ihr Leben aufs Spiel setzten. Das tägliche Brot und die Unterordnung in etablierte soziale Hierarchien bestimmten viel eher das Verhalten der Soldaten. Auch wenn Humair derartige Aspekte kaum aufgreift, füllt sein Fokus auf wirtschaftliche Fragen eine wichtige Lücke (auch in der deutschsprachigen Literatur).

Pascal Maeder (Basel)

Thomas Bürgisser
«Unerwünschte Gäste»
Russische Soldaten in der Schweiz 1915–1920
(Basler Studien zur Kulturgeschichte Osteuropas 19)

Pano-Verlag, Zürich 2010, 238 S., Fr. 58.–

«Bei Martigny ca. 80 Russen. Arbeiten seit einigen Tagen nichts mehr, weil sie nach Hause wollen. Laufen im Lande herum und belästigen die Bevölkerung. Ca. 30 Mann sind nach Bern gereist und sollen jetzt nach Fribourg unterwegs sein. Hauptmann Hörni verlangt Truppen um den in Martigny gebliebenen Rest zu bewachen.» (113) Das Zitat aus einer Notiz des Schweizer Armeestabs vom Oktober 1918 verdeutlicht, dass sich die

Schweizer Behörden schwer taten mit den rund 3000 Russen, die als Flüchtlinge oder Deserteure in die Schweiz gelangt waren. Mehrfach wurden diese als «unerwünschte Gäste» betrachtet, was Bürgisser durch entsprechende Dokumente untermauert.

Erklärtes Ziel der Studie von Thomas Bürgisser ist es, wie er in der Einleitung schreibt, «dem Schicksal dieser russischen Militärangehörigen in der Schweiz nachzugehen, die Umstände ihrer Ein- und Ausreise sowie die Art und Dauer ihres Aufenthalts zu dokumentieren und unter den Aspekten von Identität, Selbstwahrnehmung und Fremdbildern zu analysieren». (15) Das Konzept der *Lebenswelt* (im Teil Methodischer Ansatz und Vorgehensweise erörtert) ermöglicht es dem Autor, sich nicht nur dem «System» zuzuwenden, sondern kulturgeschichtlich zu arbeiten, das heisst vom Menschen, vom Individuum, auszugehen und dessen «kleine» Geschichte im Zusammenhang mit übergeordneten Ereignissen darzustellen. Der Kern der Studie ist in sechs Kapitel untergeteilt, wobei diese nicht unbedingt chronologisch geordnet sind. Der Autor orientiert sich vielmehr an einzelnen Punkten, die für die Untersuchung wichtig sind.

In einem ersten Schritt wird die Flucht in die Schweiz beschrieben. Vom Krieg und Schicksalen im Krieg ausgehend zeigt Bürgisser, wie sich die Flucht eines russischen Soldaten beispielsweise aus der deutschen Kriegsgefangenschaft gestaltete, bis dieser in die neutrale Schweiz gelangte. Dabei spielt auch der Umgang der Schweizer Behörden mit den Flüchtlingen in den ersten beiden Kriegsjahren eine Rolle, wobei der Autor hier auch auf die versuchte Einflussnahme der offiziellen russischen Stellen in der Schweiz eingeht.

In einem zweiten Schritt wird der Struktur- und Paradigmenwandel der Jahre 1917/18 beschrieben. Hier geht Bürgisser detailliert auf die veränderte Ausgangslage infolge der Februar- und Oktoberrevolution von 1917 in Russland ein und auf deren Folgen, sowohl für die russischen Militärangehörigen, als auch für die Schweizer Behörden, die nun, wie es scheint, fast in jedem Russen einen Spion und Hetzer vermuteten. Auch hier wird dem lebensweltlichen Ansatz Rechnung getragen: Es sind nicht nur die Strukturen und die Geschehnisse, die interessieren, sondern es sind auch einzelne Menschen – wie beispielsweise die Vertreter des Sowjetischen Roten Kreuzes – die im Mittelpunkt der Untersuchung stehen.

Im Folgenden analysiert der Autor die Problematik der russischen «Deserteure», die sich nicht als solche sahen, aber von den Schweizer Behörden als solche behandelt wurden. Da keine Ausschaffungspraxis bestand, wurden die meisten dieser Menschen in Arbeitsdetachements zusammengeführt (die beispielsweise bei Meliorationsarbeiten im Wehntal eingesetzt wurden) oder gar in Sanatorien, Erholungsheimen oder Strafanstalten gefangen gehalten. Dabei arbeitet Bürgisser sehr konsequent die Wahrnehmungsunterschiede heraus: Während sich die Russen selbst als freie Bürger einer freien Nation (des neuen Sowjetrussland) betrachteten, waren sie für die schweizerischen Behörden eine Bürde revolutionswütiger Deserteure, ein Risiko für den eigenen Staat. Auf zahlreiche Quellen und Zeitungsberichte aus der linken und bürgerlichen Presse gestützt zeigt der Autor auf, wie sich der Diskurs auf allen Seiten zuspitzte und radikalisierte, bis es infolge unterschiedlicher Abkommen mit der Sowjetunion 1919/20 zum Abtransport der Russen kam.

Treffend bemerkt Bürgisser, dass die negative Stimmung mit den inneren Ereignissen in der Schweiz, mit der Verschärfung der Asyl- und Ausländerpolitik sowie vor allem mit der Furcht vor revolutionären Umtrieben (ausgehend von

ausländischen, kommunistischen Kräften) zusammenhing. Dabei beschreibt er ausführlich, wie sich die Politik der Behörden gegenüber den Flüchtlingen im Verlauf der Jahre des Ersten Weltkriegs veränderte. Dies hing aber auch mit einzelnen Persönlichkeiten des Schweizer Militärs oder aus unterschiedlichen Behörden zusammen. Auch geht der Autor knapp darauf ein, dass sich die Sympathien der Bevölkerung eher auf die französischen, belgischen oder britischen Internierten erstreckten, denn auf die Russen.

Es bleibt in diesem Zusammenhang jedoch undeutlich, ob quer durch die schweizerische Bevölkerung die gleiche Stimmung vorherrschte. Revolutionsängste gepaart mit der Wahrnehmung der Russen als fremd, sprachlich unkundig und «kulturlos» mögen zwar zu einem grösstenteils negativen Bild beigetragen haben. Allerdings deuten zahlreiche Artikel in der linken Presse sowie Vorstösse der Bevölkerung bei den Behörden, sich um «unsere Russen» zu kümmern, darauf hin, dass es durchaus auch eine differenzierte Wahrnehmung gegeben hat. Dies bleibt in Bürgissers Buch leider etwas im Hintergrund, ausgenommen bei der Betrachtung von Einzelschicksalen, wie beispielsweise demjenigen von Théophile Ravinsky, der in der Schweiz blieb. Der Autor geht in seinen Ausführungen viel mehr von den Unterschieden aus, die zwischen Schweizern und Russen existierten, als von möglichen Annäherungspunkten. Furcht und Panik scheinen vor allem in den Gebieten vorgeherrscht zu haben, in denen keine Russen anzutreffen waren.

Die Darstellung lässt sich wunderbar lesen und ist gespickt mit vielen persönlichen Schicksalen, die gekonnt beschrieben werden. Es wäre aber dem Buch sicherlich zugute gekommen, wenn streckenweise wieder auf die Ausgangsthesen eingegangen worden wäre, beziehungsweise wenn der Autor am Ende des einen oder anderen Kapitels ein kurzes Fazit hätte ziehen können. Im Epilog und der anschliessenden Schlussbetrachtung gelingt es dem Autor, den Bogen zu schlagen und den Leser davon zu überzeugen, dass das nun zum ersten Mal beschriebene Schicksal russischer Militärflüchtlinge ein durchaus bewegtes und noch zu entdeckendes Kapitel der Schweizergeschichte darstellt. Hierzu hat nun Bürgisser mit seiner Studie einen ersten Grundstein gelegt.

Laura Polexe (Basel)

Fritz Trümpi
Politisierte Orchester
Die Wiener Philharmoniker und das Berliner Philharmonische Orchester im Nationalsozialismus

Böhlau, Wien 2011, 357 S., zahlreiche Abb., € 39,–

Die musik- und zeitgeschichtliche Forschung zum Thema Musik und Musikleben im Nationalsozialismus hat sich in den letzten Jahren vor allem mit der Rolle zentraler Persönlichkeiten und den Strukturen der braunen Verfolgungsstrategien im Bereich der Musik befasst. Dabei sind wesentliche Aspekte geklärt worden, die einer lange Zeit tendenziell verharmlosenden Historiografie die unwiderlegbare Härte der Fakten entgegenhalten. Im Hinblick auf die Geschichte musikalischer Institutionen hingegen, die ja von Anbeginn weg die musikpolitischen Vorstellungen der Nationalsozialisten umzusetzen hatten, besteht noch in weiten Bereichen viel Forschungsbedarf. Zu diesen Institutionen gehören in erster Linie die traditionsreichen Orchester. Quellenbasierte Studien wie die von Manfred Permoser über die Wiener Symphoniker in der NS-Zeit (Frankfurt – Wien 2000) haben zwar bereits grundlegende Strukturen der Problematik klar dargestellt, diese Ergebnisse bedürfen jedoch dringend der Ergänzung

durch konsequente Erforschung von möglichst vielen weiteren vergleichbaren Orchestergeschichten, vor allem auch zur Verdeutlichung jeweils gültiger allgemeiner oder lediglich lokaler Spezifika.

Im Fall der Wiener und Berliner Philharmoniker kommt die schiere Prominenz beider Orchester dazu: damals wie heute fungieren beide Orchester als besonders hervorgehobene Exponenten musikalischer Tradition und interpretatorischer Qualität, um beide Orchester werden auch entsprechende Mythen gepflegt. Die Aufarbeitung der NS-Jahre spielt dabei, was kaum überraschen wird, bisher nur eine bescheidene Rolle. Die in der zeitgeschichtlichen Forschung bekannte Elitenkontinuität ist auch hier ganz deutlich zu konstatieren, ebenso natürlich der ebenso bekannte Verharmlosungsreflex, wonach es sich ja auch in jener Zeit «nur» um Kunst gehandelt habe. Dazu kommt, dass sich eine beflissene und medial gut vernetzte Journaille besonders in Wien erfolgreich darum bemüht, derartige Fragestellungen als Nestbeschmutzung und Majestätsbeleidigung zu denunzieren. Umso wichtiger ist das Erscheinen dieses Buches.

Die Zürcher zeitgeschichtliche Dissertation von Fritz Trümpi beinhaltet aber noch wesentlich mehr, als ihr Titel vermuten lässt. Der Autor gibt sich nämlich nicht damit zufrieden, den Vergleich der beiden renommierten Orchester auf die Jahre der NS-Herrschaft zu beschränken. Darin liegt auch gleich der zentrale Wert dieser Publikation. Die historische Analyse vieler bisher kaum oder gar nicht bekannter Dokumente der Geschichte beider Institutionen (vor allem auch ökonomischer und verwaltungstechnischer Natur) ergibt nämlich, dass in beiden Orchestern grundlegende Weichenstellungen bereits vor der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten erfolgten.

Im Fall der Berliner Philharmoniker betrifft dies eine seit den 1910er-Jahren immer engere Anbindung eines zunächst autonomen musikalischen Unternehmens an die öffentliche Hand, kulminierend bereits 1932 in der De-facto-Beendigung der Orchesterautonomie durch die entscheidende Präsenz von Stadt- und Reichsvertretern im Aufsichtsrat. Die dann von Goebbels konsequent betriebene Umwandlung zum «Staatsbetrieb» unter der Kontrolle des Ministeriums für «Volksaufklärung und Propaganda» (1934) war damit bereits strukturell grundgelegt. Auch die Verpflichtung auf das bis heute erfolgreiche Trademark *Made in Germany* – also die nationale und internationale Positionierung des Orchesters als Symbol deutscher Innovationskraft und Qualität – spielte in der Geschichte des Orchesters schon früh (vor dem Ersten Weltkrieg) eine zentrale Rolle. Von den Nationalsozialisten wurde diese Positionierung im Kontext der bekannten Maximen ihrer Musikpolitik lediglich fortgesetzt. Auf der anderen Seite hatte sich die während der NS-Herrschaft so auffällige Einschreibung der Wiener Philharmoniker in den notorischen Symbolkomplex der «Musikstadt Wien» ebenfalls schon lang vor dem Beginn der NS-Dominanz etabliert. Trümpi zitiert in diesem Zusammenhang nicht nur die einschlägige aktuelle Literatur – zentral dabei die profunde historische Studie zum Topos «Musikstadt Wien» von Martina Nussbaumer (Wien 2004) –, sondern zeigt anhand zahlreicher Manifestationen aus Vorgeschichte und NS-Zeit die erstaunliche Beständigkeit dieses Motivkomplexes, nicht zuletzt im Hinblick auf das Verhältnis zur «klassischen» (die Trias Haydn – Mozart – Beethoven) und «Wiener» (Schubert, «Firma» Strauss) Tradition.

Die ausführliche Darstellung dieser entscheidenden «Vorgeschichte» (vergleichbar der von Manfred Permoser festgestellten Relevanz ähnlicher Strukturen im Fall der Wiener Symphoniker)

verhindert auch, dass Trümpis wohlrecherchierte Arbeit von den erwähnten Siegelbewahrern als wohlfeiles und nachträgliches, lediglich polemisches «Anpatzen» prominenter Kulturschaffender denunziert werden kann. Die umfassende und weitreichende Unterwanderung mit Nazis schon vor dem «Anschluss» und der vergleichsweise hohe Prozentsatz an NS-Parteimitgliedern ist ja speziell für die Wiener Philharmoniker in der Forschung mittlerweile unbestritten, wozu ja auch eine wichtige Leistung «von innen her» beigetragen hat, nämlich Clemens Hellsbergs *Demokratie der Könige* (Zürich 1992). Wichtige Einsichten erbringt Trümpis Arbeit auch im Hinblick auf die für das Selbstverständnis, Image und Geschäftsgebaren der «Wiener» so zentrale Strauss-Pflege, respektive die Tradition des Neujahrskonzerts: Trümpi belegt aus den akribisch ausgewerteten Sitzungsprotokollen, dass diese in den NS-Jahren ganz deutlich an Bedeutung zunehmende Tendenz weniger von den Philharmonikern selbst aktiv betrieben wurde, sondern in besonderer Weise einerseits den in ihrer Vielschichtigkeit hier sehr ausgewogen dargestellten Interessen des Wiener «Reichsstatthalters» Schirach zuarbeiteten, andererseits auch allgemein der komplexen Szenerie der orchestralen Rollenverteilung der beiden Spitzenorchester im Rahmen der «kulturpolitischen Akzentsetzungen zwischen Berlin und Wien» entsprechen konnte. Auch der Aspekt des Antisemitismus erscheint hier in seiner vor die NS-Jahre zurückreichenden Tradition: so haben beide Orchester schon vor der Machtübernahme durch die Braunen entsprechend «vorstrukturiert» und nur mehr wenige jüdische Orchestermusiker aufgenommen: 1933 waren nur vier Juden im Verband der Berliner Philharmoniker, (138) die Wiener Philharmoniker wiederum führten 1938 zwar elf Juden auf einer internen «schwarzen Liste», hatten jedoch – ohne über einen formellen «Arierparagrafen» verfügen zu müssen – schon seit 1920 (!) keinen einzigen Juden mehr aufgenommen. (142)

Freilich wäre über einzelne Details noch zu diskutieren. Beispielsweise leuchtet mir nicht ein, dass die exemplarisch abgehandelte Ablehnung von Korngolds *Sursum corda*-Ouverture durch die Wiener Philharmoniker (1920) auf die von Trümpi behauptete, kompositorisch aber wohl kaum nachweisbare «Modernität» der Komposition zurückgeführt werden muss. (71 f.) Ein schon bei Goldmark, Mahler und anderen Komponisten deutlicher antisemitischer Reflex ist hier viel eher anzunehmen. Überhaupt birgt der begriffliche Aspekt gewisse Probleme: so erscheint Schubert als Wiener «Klassiker» mit Berufung auf Georgiades, (234) auch die durchgehend unspezifische Charakterisierung Schönbergs als «Avantgarde» entspricht weder dem Schönberg'schen Selbstverständnis noch der musikwissenschaftlichen Forschungslage. Dennoch ergeben gerade das Repertoirekapitel und die diesbezüglichen Statistiken einen weiteren zentralen Aspekt im Hinblick auf die erwähnte Konstanz von Strukturen, die bereits vor 1933 beziehungsweise 1938 bei beiden Orchestern wirksam waren.

Im Ganzen ist das jedenfalls eine höchst wichtige und wertvolle Arbeit zu einem wesentlichen Kapitel auch der österreichischen Musikgeschichte und Gegenwart. Fritz Trümpis Buch bringt Licht in bisher kaum beachtete Zusammenhänge und erklärt vieles.

Christian Glanz (Wien)

Markus Bürgi, Mario König (Hg.)
Harry Gmür –
Bürger, Kommunist, Journalist
Biographie, Reportagen, politische Kommentare
Chronos, Zürich 2009, 320 S., 40 Abb., Fr. 38.–

Politische Biografien haben seit einigen Jahren Hochkonjunktur. Der *biographical turn* signalisiert die Rückkehr der Subjekte in die Geschichte gegenüber der Strukturgeschichtsschreibung und hat vorwiegend in der Elitenforschung – jener der Arbeiterparlamentarier mit einbezogen – Einzug gehalten. Die vorliegende Arbeit zu Harry Gmür (1908–1979) steht in diesem Trend und ist auch ein Beitrag zur historischen Intellektuellenforschung in der Schweiz, die bisher fast ausschliesslich in der Romandie angesiedelt war. Das facettenreiche Leben von H. Gmür mit seinen Brüchen und Ambivalenzen ist gängig geschrieben und gliedert sich in zwei unterschiedliche Blöcke von je etwa 150 Seiten.

Im ersten Block schildern die Autoren chronologisch die Lebensgeschichte des in einem grossbürgerlichen Milieu aufgewachsenen Protagonisten. Der Vater machte als Rechtsanwalt Karriere und brachte es zum Rechtsprofessor an der Universität Bern; die Mutter entstammte einer begüterten Familie, die im Kolonialwarenhandel zu Reichtum und Ansehen gekommen war. Der Bürgersohn studierte Geschichte und Germanistik in Bern, Paris, München und Leipzig – das vom früh verstorbenen, antisozialistisch eingestellten Vater hinterlassene Vermögen ermöglichten dem 1933 in die Schweiz zurückgekehrten Gmür eine politische und publizistische Tätigkeit jenseits finanzieller Sorgen. Gmür trat der SP Schweiz bei (1933) und gehörte bis 1936 einem *think tank* an, der den VPOD und die SP Schweiz mitten in der Wirtschaftskrise mit wirtschaftspolitischen Ideen belieferte und diese im Rahmen des «Plans der Arbeit» propagierte: Grossunternehmen sollten in die öffentliche Hand überführt und die Schweizer Demokratie durch eine Front aus Arbeitern, Angestellten, Bauern und Kleingewerbetreibenden ausgebaut und gegen den Faschismus in Stellung gebracht werden. Doch Gmürs Engagement in der sozialistischen Bewegung – ein eigentlicher «Klassenverrat» – zentrierte sich nach dem Versanden der Planbewegung und dem Rechtsrutsch in der SP Schweiz (1937, Richtlinienbewegung) auf ein kulturpolitisches Projekt, das die beiden Autoren nun zum ersten Mal umfassend «ausgegraben» und einem interessierten Publikum zugänglich gemacht haben: Gmür war 1937/38 Geldgeber und mit Josef Halperin Kopf der kulturpolitischen Wochenzeitung *ABC*, die einen linkssozialistischen Kurs steuerte und in den Jahren des spanischen Bürgerkriegs und der Moskauer Schauprozesse sowohl moskaukritischen als auch stalinistischen Autoren ihre Spalten öffnete. Im Diskussionsforum *ABC* kamen unter anderen Friedrich Glauser, Hans Mühlestein, C. F. Vaucher und Annemarie Schwarzenbach zum Zug. Bürgi und König arbeiten minuziös heraus, wie Gmür immer wieder Geld ins Unternehmen schoss, um es vom Untergang zu retten. Im Frühjahr 1938 kam das Aus, waren doch sowohl der SPS als auch dem Gewerkschaftsbund die politische Linie ein Dorn im Auge und keiner Unterstützung wert. Mit dem Untergang von *ABC* bewegte sich Gmür schrittweise nach links, übernahm die Positionen der Kommunisten, trat 1940 insgeheim der KP Schweiz bei (ohne aus der SP auszutreten) und wurde 1942 aus der SPS verstossen.

Dass Gmür nach dem politischen Bruch mit der SPS und aus Enttäuschung über den Lauf der Dinge in der Schweiz im Hafen der KP Schweiz landete, ist kein Einzelfall. Auch andere Linksintellektuelle, so etwa Hans Mühlestein, sahen aus Enttäuschung über die Appeasement-

Politik der westlichen Demokratien in Stalins Sowjetunion die neue Heimat. Schade, dass die Autoren es beim Einzelfall belassen und Gmürs Wahl nicht besser einbetten.

Nach dem Abschied von der Sozialdemokratie – diesem ersten politischen Bruch Gmürs – schildern Bürgi und König dessen kurzen politischen und persönlichen Aufbruch in der neu gegründeten «Partei der Arbeit» (PdA, 1944), die in diesen ersten Nachkriegsjahren für kurze Zeit ein Sammelbecken linkssozialistischer und altstalinistischer Kräfte und erst mit Beginn des Kalten Kriegs ohne Wenn und Aber auf die Sowjetunion eingeschworen war. Gmür amtet als Chefredaktor am Parteiorgan *Vorwärts* (1944–1947) und leitet bis 1949 die Zürcher PdA. Er ist administrativ überfordert, verwickelt sich in Politintrigen, ist oft (aber nicht in allen Episoden) Vorreiter der stalinistischen Verengung der Partei und wird letztlich von ihr selbst als Chefredaktor abgesetzt. Kompensierte Gmür seinen «Klassenverrat» zuweilen mit dogmatischer Linientreue? Eine Frage, auf die in der Arbeit keine Antworten skizziert werden.

Das Jahr 1950 ist ein Schlüsseljahr und Scharnier in Gmürs persönlicher Entwicklung. Die Autoren widmen diesem Wendepunkt zurecht breiten Raum. Die PdA mausert sich im Zeichen des sich verschärfenden Kalten Kriegs von einer breiten Sammelbewegung zu einer politischen Sekte: Gmür wird in Zürich als PdA-Gemeinderat abgewählt und zieht sich aus der aktiven Politik zurück. Im Kapitel «Der Gescheiterte: Absturz und Rückzug» sezieren Bürgi und König Gmürs «persönliche Krise»: Er ging keiner beruflichen Tätigkeit mehr nach und drohte dem Alkohol zu verfallen. Dieser «freie Fall» (99) im Zeichen politischer Hoffnungslosigkeit wird meisterhaft herausgearbeitet und ausgelotet. Doch Gmür fängt sich auf und beginnt Ende der 1950er-Jahre eine zweite Karriere: Unter dem Pseudonym «Stefan Miller» veröffentlicht er in der Ostberliner «Weltbühne» bis in die 1970er-Jahre hinein 310 Artikel, insbesondere Reisereportagen aus Afrika, in denen er den Problemen des postkolonialen Aufbaus nachgeht.

Die Autoren publizieren im zweiten Block des hier besprochenen Buchs 20 Reisereportagen, die uns einen vielseitig interessierten Reisenden zeigen, der mit viel Gespür und wenig politischen Scheuklappen den Problemen des neuen Afrikas nachgeht. Diese Reportagen sowie zwölf Grundsatzartikel aus «ABC» (1937/38) ergänzen den biografischen Block des Buches in idealer Weise.

Die insgesamt überzeugende Arbeit zum «bürgerlichen Grenzgänger» (149) Gmür weist unseres Erachtens auch einige Schwächen auf.

Obwohl Gmürs Absetzung und Bruch mit dem Bürgertum sowie Anschluss an die Arbeiterbewegung in allen Einzelheiten geschildert und interpretiert werden, vermissen wir eine «Einbettung» beziehungsweise Ergänzung des Falles Gmür mit weiteren Bürgersöhnen oder Bürgertöchtern, die sich der KP Schweiz angeschlossen und ihr finanziell unter die Arme gegriffen haben. Bei genauerer Kenntnis der schwachen, aber gut erforschten KP Schweiz der Zwischenkriegszeit hätten die Autoren reiche Bürgertöchter wie Rosa Bloch oder Mentona Moser heranziehen und deren «Klassenverrat» mit der Laufbahn Gmürs vergleichen können. Auch fehlen in der Arbeit zum promovierten Genossen Harry Gmür zum besseren Verständnis des Einzelfalls Vergleiche zu Dutzenden von weiteren Parteigenossen, die ebenfalls den Doktortitel trugen (ohne ihn hervorzuheben) und der Partei dienten. Wo Bürgi und König Gmürs Engagement für die Wochenzeitung *ABC* in allen Facetten schildern und das linksintellektuelle Milieu zur Zeit des Spanienkriegs und der Mos-

kauer Prozesse schildern, vermissen wir Hinweise auf entsprechende Arbeiten, die in der Romandie vor zehn Jahren erschienen (vgl. Mauro Cerutti et al., *La Suisse et l'Espagne. De la République à Franco (1936–1946)*, Lausanne 2001), aber in der Deutschschweiz kaum zur Kenntnis genommen werden.

Peter Huber (Genf)

Zsolt Keller
Abwehr und Aufklärung
Antisemitismus in der Nachkriegszeit und der Schweizerische Israelitische Gemeindebund

Chronos, Zürich 2011, 345 S., Fr. 54.–

Mit den Debatten über die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg erhielt Mitte der 1990er-Jahre auch die lange vernachlässigte schweizerische Antisemitismusforschung neue Impulse. Vermehrt wurden Anstrengungen unternommen, den Antisemitismus schweizerischer Machart zu analysieren und dessen Ausprägungen im internationalen Vergleich zu verorten. Mittlerweile enthält auch das vom Berliner Zentrum für Antisemitismusforschung initiierte, auf viele Jahre angelegte Projekt *Handbuch des Antisemitismus* zahlreiche Beiträge, die über die Besonderheiten des schweizerischen Antisemitismus Auskunft erteilen. Zsolt Kellers Dissertation reiht sich explizit in diese jüngere Forschung ein und schliesst mit dem Fokus auf die Nachkriegsjahre eine Lücke. Gerade die Zeit nach 1945 wurde, von kürzeren Überblicksdarstellungen von Georg Kreis sowie von Christina Spätis Arbeiten zum Antisemitismus in der politischen Linken abgesehen, bisher stark vernachlässigt.

Chronologisch setzt Kellers Arbeit an Stefan Mächlers Untersuchung *Hilfe und Ohnmacht* von 2005 an, welche die Jahre der nationalsozialistischen Bedrohung von 1933 bis 1945 zum Gegenstand hat. Die Eingrenzung der Untersuchung auf die Jahre zwischen 1943 und Mitte der 1960er-Jahre ist jedoch nicht nur aus forschungsstrategischer Sicht sinnvoll, sondern überzeugt ebenso auf inhaltlicher Ebene. Diese rund 20 Jahre dauernde Phase zwischen der Gründung des Ressorts «Abwehr und Aufklärung» im Jahr 1944 durch den Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund (SIG), die Dachorganisation der jüdischen Gemeinden in der Schweiz, und dem Prozess gegen Adolf Eichmann in Jerusalem kann nämlich als relativ homogene Epoche gelesen werden: Erst mit dem Eichmannprozess trat die Rezeption der Schoah und damit verbunden die Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus international und national in eine neue Phase. Diese Wendemarke in der Erinnerungskultur ist für die vorliegende Studie deshalb auch so bedeutend, weil sich die Arbeit an aktuellen erinnerungstheoretischen Überlegungen orientiert.

Die sehr zu empfehlende Untersuchung von Zsolt Keller zeigt die verschiedenen Formen von Judenfeindschaft in der Schweiz nach 1945 aus der Perspektive des SIG auf, analysiert die vielfältigen juristischen, medialen und politischen Anstrengungen, sich dagegen zur Wehr zu setzten, und legt die Bemühungen des Gemeindebunds offen, sich im Kampf gegen den Antisemitismus neue, nichtjüdische Verbündete zu suchen. Kellers Arbeit basiert auf der Auswertung der Bestände des Archivs des SIG, die sich im Archiv für Zeitgeschichte in Zürich befinden. Auf überzeugende Art und Weise argumentiert Keller, dass das Archiv des SIG als, wie er schreibt, «helvetischer *lieu de mémoire*» zu begreifen ist, der die Darstellung der Übergriffe gegen die Minderheit der Juden überhaupt erst ermöglicht hat und somit «der Wahrung politischer und religiöser Grundrechte von Jüdinnen und

Juden dient». (243) Bemerkenswerterweise waren sich bereits die Zeitgenossen dieser memotechnischen Bedeutung des Archivs bewusst.

Neben diesen stärker erinnerungstheoretischen Überlegungen bietet die Studie Einblicke in die Struktur des SIG und die Organisation des Ressorts «Abwehr und Aufklärung». Schon während des Kriegs waren sich die Verantwortlichen im SIG bewusst, dass die jüdische Gemeinschaft der Schweiz für die Jüdinnen und Juden im Nachkriegseuropa eine wichtige kulturelle und politische Rolle spielen würde. Zugleich sollte das äusserst vorsichtige, defensive Agieren des SIG, das die jüdische Interessenspolitik während des Zweiten Weltkriegs gekennzeichnet hatte, in ein couragierteres Auftreten überführt werden. Hiefür war man auf die Zusammenarbeit mit nichtjüdischen Institutionen angewiesen. Ende April 1946 gründeten unter dem unmittelbaren Eindruck der Schoah Juden und Christen die Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaft, die sich zum Ziel setzte, sich über die Religionsgrenzen hinweg stärker gegen antisemitische Tendenzen in Presse und Öffentlichkeit zu engagieren. Nach verschiedenen Debatten über den Kurs der Arbeitsgemeinschaft kam es jedoch bereits zu Beginn der 1950er-Jahre zu einer «Theologisierung» der Arbeitsgemeinschaft. Ein wichtiger Partner im Kampf gegen den Antisemitismus wurde im Verlauf der 1950er-Jahre die Gesellschaft Schweiz-Israel.

Interessant zu lesen sind insbesondere die Kapitel zu den Auswirkungen der Staatsgründung Israels im Jahr 1948 auf das Selbstverständnis der Juden in der Schweiz und auf die Politik des Jüdischen Gemeindebunds. Die Staatsgründung festigte die jüdische Gemeinschaft und stärkte den Gemeindebund politisch, doch die Konsequenzen für die Schweizer Juden waren durchaus ambivalent. Auf der einen Seite erleichterte die Staatsgründung die Schaffung von überparteilichen Organisationen wie der Gesellschaft Schweiz-Israel, womit auch die Abwehr des Antisemitismus gestärkt wurde. Es konnten verschiedene Erfolge erzielt werden, wie die Streichung der Zwangsvornamen «Israel» und «Sara» aus dem zürcherischen Steuerregister. So hatte die Stadt Zürich entgegen der schweizerischen Praxis die Zwangsvornamen in den Pässen deutsch-jüdischer Immigranten in ihre Stammdaten aufgenommen. Auf Intervention der National-Zeitung und des SIG klärten die Zürcher Behörden 1946 bei allen Steuerpflichtigen ab, ob diese den tatsächlichen Geburtsnamen entsprachen. Allerdings scheiterten alle Bestrebungen, antisemitisch motivierte Äusserungen unter Strafe zu stellen bis in die Mitte der 1990er-Jahre. Auf der anderen Seite war der Staat Israel von Beginn an Gegenstand antisemitischer Projektionen. Und seither sehen sich die Jüdinnen und Juden der Schweiz mit dem Vorwurf unterschiedlicher Loyalitäten konfrontiert.

Die Darstellung antisemitischer Kampagnen und beschämender Vorfälle ab 1943, wie Angriffe gegen jüdische Hotelangestellte oder jüdische Flüchtlinge, bildet einen weiteren wichtigen Teil der Arbeit Kellers. Zugleich zeigt er, dass die Haltung der Behörden häufig darauf hinauslief, die Vorfälle herunterzuspielen. An dieser Stelle wären einige Bemerkungen zum Umgang mit jüdischen Flüchtlingen aus Ägypten, die nach der Suezkrise Ende 1956 in die Schweiz einzureisen versuchten, wünschenswert gewesen. Während Regierung und Behörden mit der grossherzigen Aufnahme von Flüchtlingen aus Ungarn seit November 1956 nicht zuletzt die Flüchtlingspolitik des Zweiten Weltkriegs hofften vergessen zu machen, zeigt der Umgang mit der kleinen Gruppe jüdischer Flüchtlinge aus Ägypten, dass die Semantiken des behördlichen Überfremdungsantisemitismus zeitgleich weiterwirkten. Erst der beharrliche Einsatz des

SIG führte hier zu einem Umdenken.

Zsolt Keller hat eine sehr überzeugende und darüber hinaus angenehm zu lesende Studie vorgelegt. Der Arbeit ist ein breites Publikum zu wünschen, nicht zuletzt weil sie dem schweizerischen Antisemitismus nach 1945 Konturen verleiht, indem sie die Kontinuität antisemitischer Vorurteile nach 1945 ebenso offenlegt, wie sie auf neue, antizionistische Formen der Judenfeindschaft hinweist. Zugleich dokumentiert sie die zivilgesellschaftlichen Möglichkeiten, sich gegen Diskriminierungen zur Wehr zu setzen. Dabei handelt es sich, wie die Studie eindrucksvoll zeigt, zwar um einen mühevollen Weg, auf dem immer wieder Rückschläge verzeichnet werden müssen, der aber schliesslich auch zur grösseren Akzeptanz und zu besserem rechtlichen Schutz von Minderheiten geführt hat. So bildet Kellers Untersuchung auch ein historisches Lehrstück über den Einsatz für die Grundrechte von Minderheiten in der Demokratie.

Patrick Kury (Bern)

André Kirchhofer
Stets zu Diensten – gezwungenermassen!
Die Schweizer Bahnen und ihre «Gemeinwirtschaftlichkeit» für Staat, Wirtschaft und Bevölkerung
Schwabe, Basel 2010, 525 S., Fr. 120.–

Jonas Steinmann
Weichenstellungen
Die Krise der schweizerischen Eisenbahnen und ihre Bewältigung 1944–1982
Peter Lang, Bern 2010, 365 S., Fr. 59.–

Die beiden Dissertationen von André Kirchhofer und Jonas Steinmann zur neueren Eisenbahngeschichte der Schweiz sind in enger Kooperation der Autoren in der Berner Forschungsgruppe von Christian Pfister entstanden. Mit sehr unterschiedlichen Ansätzen nähern sie sich der Krise, welche die schweizerischen Eisenbahnen als Folge (unter anderem) der zunehmenden Motorisierung des Strassenverkehrs in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg erschütterte. Im dualen Bahnsystem gerieten zuerst die Privatbahnen in die roten Zahlen, die SBB schrieben erst ab 1970 Defizite, vor allem dank einer Quersubventionierung des Personen- durch den Güterverkehr. Die Politik zeigte sich zuerst willig, den Bahnen punktuell unter die Arme zu greifen und etablierte dann im Eisenbahngesetz von 1957 dauerhafte Abgeltungen der «gemeinwirtschaftlichen» Leistungen, mit welchen die Bahnen für die Einhaltung der vier Grundpflichten (Betriebspflicht, Fahrbahnpflicht, Beförderungspflicht und Tarifpflicht) entschädigt wurden. Diese Regelung im Eisenbahngesetz wurde bezeichnenderweise vom Ständerat gegen den Willen des Bundesrates durchgesetzt; denn davon profitierten vorerst nur die eher in der Peripherie tätigen Privatbahnen, während das Parlament den SBB erstmals 1971 Abgeltungen zusprach.

Aus historiografischer Sicht ergeben sich aus diesem generellen Befund zwei übergeordnete Fragen. Die erste Frage nach den Gründen für die Krise der Bahnen wurde von der älteren Literatur mit der «Entrahmungsthese» beantwortet. Diese bezieht sich in erster Linie auf den Güterverkehr und besagt, dass der rechtlich ungebundene Strassenverkehr sich auf die hochwertigen und profitablen Güter konzentrierte, während den Bahnen die tariflich gebundenen, wenig lukrativen Massengüter blieben, was ihre Ertragskraft nachhaltig schwächen sollte. Die neuere Literatur sieht weitere Gründe für die Krise; beispielsweise Managementfehler der Bahnen und die Folgen der Rezession

in den 1930er-Jahren. Ein endgültiges Urteil zu dieser Frage lassen die bisherigen Forschungsergebnisse wohl nicht zu. Die zweite übergeordnete Frage betrifft die Gründe, weshalb es in der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg zu keinem mit dem Ausland vergleichbaren Abbau des Netzes kam.

Die beiden Dissertationen liefern vor allem zur zweiten Frage wertvolle Beiträge. Kirchhofer geht dabei vom Konzept der Gemeinwirtschaftlichkeit aus, dem er sich mit einem innovativen ideengeschichtlichen Ansatz nähert. Er fragt erstens nach den theoretischen Grundlagen des Konzepts und dessen Eignung für eine historisch-empirische Analyse der schweizerischen Eisenbahnpolitik. Zweitens untersucht er die Bedeutung, Funktion und Auswirkung von Gemeinwirtschaftlichkeit auf die Schweizer Verkehrspolitik des 20. Jahrhunderts. Aufgrund seiner brillanten und umfangreichen Analyse der verschiedenen theoretischen Strömungen von der Nationalökonomie um Friedrich List bis zur Neoklassik der letzten Jahrzehnte zeigt er überzeugend, dass kein gemeinsames epochenübergreifendes Verständnis des Begriffs gelang, ja dass nicht einmal innerhalb einer Epoche ein breiter Konsens der konkurrierenden volkswirtschaftlichen Schulen bestand, wie der Begriff Gemeinwirtschaftlichkeit zu konkretisieren sei. Daraus folgert er vielleicht ein bisschen vorschnell, dass Gemeinwirtschaftlichkeit als «Leerformel» zu gelten habe. (Unter anderem 59) Dies suggeriert meines Erachtens eine völlige Beliebigkeit in der Begriffsverwendung, die den Diskursen nicht ganz gerecht wird; passender scheint der von Kirchhofer am Rand ebenfalls ins Spiel gebrachte Begriff «zeitbezogenes Konstrukt». (476)

Für die Verwendung von Gemeinwirtschaftlichkeit in der verkehrspolitischen Debatte erwies sich diese begriffliche Unschärfe jedenfalls nicht als hinderlich, ganz im Gegenteil (und es ergeben sich diesbezüglich interessante Parallelen zum Konzept der «Nachhaltigkeit», welches ab den 1980er-Jahren auch in den verkehrspolitischen Diskursen in den Vordergrund gerückt ist), der Begriff liess sich prächtig mit den verschiedensten Argumentationsfiguren kombinieren. Im Vordergrund stand dabei eindeutig die Instrumentalisierung von Gemeinwirtschaftlichkeit im Dienste vor allem regional- aber auch verbandspolitisch sowie branchenspezifisch determinierter Partikularinteressen. Gemeinwirtschaftlichkeit wurde in der Schweiz vor allem in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend mit der Solidarität mit den Randregionen gleichgesetzt. Dass es den Vertretern ländlicher Gebiete gerade in den doch eher interventionskritischen 1950er-Jahren gelang, zunehmend Subventionen für den Verkehr in Randregionen fliessen zu lassen und dass diese Subventionen im Zeitalter der Strasseneuphorie in beträchtlichem Ausmass auch den Bahnen zugute kamen, lässt sich mit dem Verweis auf die Wirkungsmacht des Begriffs Gemeinwirtschaftlichkeit allerdings nicht abschliessend erklären, Kirchhofer vermeidet eine solche Folgerung denn auch richtigerweise. Hier kann wohl ausnahmsweise mit Recht von einem schweizerischen Sonderweg gesprochen werden, obwohl diese Art von internationalen Vergleichen bisher leider noch kaum angestellt wurde.

Eisenbahnpolitik als Regionalpolitik steht auch im Zentrum von Jonas Steinmanns Dissertation. Ganz anders und in anregender Ergänzung zu Kirchhofer stellt er aber eine konkrete Fallstudie in den Mittelpunkt, die Verkehrspolitik im Engelbergertal und insbesondere die Bewältigung der Krise der Stans-Engelberg-Bahn um die Jahrhundertmitte. Das Beispiel ist gut gewählt denn die Nid- und Obwaldner können bis in die Gegenwart als die helvetischen Könige des verkehrspolitischen

Lobbyierens bezeichnet werden (vgl. etwa die Brünigautobahn, den neuen Bahntunnel nach Engelberg oder die Tieferlegung der Zentralbahn in Luzern, welche in erster Linie den Interessen der Nid- und Obwaldner dient, die aber teilweise mit Mitteln der Agglomerationspolitik finanziert wird). Die Attraktivität gut erzählter Fallstudien (Ähnliches gilt für die kurze Fallstudie zur durchgehenden Suhrentalbahn bei Kirchhofer) wird vor allem dort deutlich, wo Steinmann das Aufeinandertreffen der Nid- und Obwaldner Granden mit dem Delegierten für Wirtschaftsfragen Professor Hans Reinhard Meyer schildert: Letzterer wollte den halsstarrigen Innerschweizern endlich beweisen, dass es viel gescheiter wäre, die Bahn durch einen Busbetrieb zu ersetzen. Mit welcher Entschiedenheit der Nidwaldner Regierungsrat Joller diese technokratische Einmischung in seine Kantonsangelegenheiten vom Tisch wischte, verdient es, nachgelesen zu werden: ein herrliches Kleinod in der Geschichte der schweizerischen Regionalpolitik! Aus heutiger Sicht besonders interessant erscheint die verkehrspolitische Einschätzung der Bahn durch die Obwaldner. Sie erkannten sehr früh und besser als die Experten in Bern, die gegenüber dem Bus höhere Akzeptanz der Bahn sowohl bei der einheimischen Bevölkerung als auch bei den ausländischen Touristen.

Die Person von Hans Reinhard Meyer nimmt ganz generell in beiden Dissertationen viel Raum ein, vielleicht zu viel Raum, ist man versucht zu sagen. Denn er hat trotz einem eindrücklichen Schrifttum letztlich wenig Spuren hinterlassen, während insbesondere die Verkehrsingenieure, von denen in beiden Arbeiten wenig die Rede ist, das schweizerische Verkehrssystem gleichzeitig in wesentlichen Teilen neu erfunden haben. Geschuldet ist diese Emporstilisierung Meyers vielleicht der etwas einseitigen Konzentration auf die Bestände des Bundesarchivs in beiden Arbeiten. Immerhin bezieht Steinmann auch SBB-Bestände ein, wenn er in einem weiteren wertvollen Teil seiner Dissertation den Weg der SBB von der Krise der 1930er-Jahre bis zum Leistungsauftrag von 1982 darstellt.

Insgesamt handelt es sich bei aller geäusserten Kritik um zwei herausragende und gut lesbare Dissertationen, auch wenn man Steinmanns Werk ein besseres Lektorat gegönnt hätte. Dass dies bei Kirchhofers Schwabe-Verlag obligatorisch ist, verteuert die Buchproduktion zwar, wirkt sich aber sehr positiv auf den Lesegenuss aus. Vielleicht findet sich gelegentlich ein Donator für einen Dissertationslektoratsfonds? So oder so: Die beeindruckende Fülle der empirischen Ergebnisse und ihre analytische und theoriegesättigte Durchdringung in beiden Arbeiten kann im beschränkten Rahmen einer Rezension selbstverständlich nur ansatzweise wiedergegeben werden. Beide Arbeiten können als künftig unverzichtbare Bestandteile einer Verkehrsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert bezeichnet werden, einer Geschichtsschreibung, welche in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen hat.

Ueli Haefeli (Luzern/Bern)